WESTERMANNS

MONATS HEFTE

5

EINZELHEFT 3,— DM
ABONNEMENT 2,50 DM
zuzügl. ortsübl. Zustellgebühr

EIN NACHSCHLAGEWERK FÜR IHRE BIBLIOTHEK

A. Hillen Ziegfeld

GESCHICHTE FÜR JEDERMANN
in Karte, Wort, Zahl

112 Seiten, kartoniert mit Leinenrücken, DM 2,80

Best.-Nr. 10729

Dieses Buch ist eine neuartige Kombination von Geschichtsatlas, Geschichtsbuch und ausgewählten Daten zur Weltgeschichte. — Der Rotdruck hebt auf dynamisch angelegten Kartenbildern besonders die Ereignisse heraus, die thematisch den Vorrang beanspruchen.

75 zweifarbige Geschichtskarten zeigen klar und übersichtlich die Hauptereignisse und wesentlichen Zusammenhänge der Geschichte.

Ein Abriß der Weltgeschichte auf 112 Seiten führt von den frühen Kulturen bis in die unmittelbare Gegenwart.

21 Zeitübersichten geben das notwendige Gerüst der politischen und kulturgeschichtlichen Daten in den einzelnen Geschichtsepochen.

Ein Nachschlagewerk und Ratgeber für jeden Leser, der sich schnell, präzise und anschaulich über die wesentlichen Zusammenhänge des Weltgeschehens orientieren will.

Ein praktisches Hilfsmittel für jeden jungen Menschen zum Wiederholen und zur lebendigen Anschauung von den Bewegungen und Spannungen der Weltgeschichte.

Lassen Sie sich das Buch von Ihrem Buchhändler vorlegen. Prospekte erhalten Sie direkt vom

GEORG WESTERMANN VERLAG

AUS DEM INHALT / MAI 1955

DER FRÜHLING. Von Jean Giraudoux . . . . . Seite 5
DAS FLORETTBAND. Novelle von Werner Bergengruen . . . . . Seite 6
DAS PYRAMIDENTAL VON URGUP. Von Franz v. Caucig . . . . . Seite 17
MIT HALBER STIMME. Verse von Karl Krolow Seite 22
ZU UNSEREN KUNSTDRUCKTAFELN. Von Dr. Otto Stelzer, Dr. Götz Moebius, Dr. Hermann Boekhoff und Dr. Fritz Nemitz . . . . . Seite 23
MÖBEL FÜR DEN GARTEN. Von Walter Ratzeburg . . . . . Seite 25
DER ZEITUNGSTRÄUMER. Erzählung von Rolf Reissmann . . . . . Seite 29
KEIN ORT DES MENSCHEN. Von Rudolf Hagelstange . . . . . Seite 32
GULLIVERS REISEN UND DIE WISSENSCHAFT Von Dr. Friedrich Katscher . . . . . Seite 39
DAS STÄHLERNE ALPHABET. Von Dr. G. Gatom Seite 41
FRIEDRICH SCHILLER: THEATER . . . . . Seite 46
REVOLUTION IN DER FLUGTECHNIK? Von Dipl.-Ing. Heinz Gartmann . . . . . Seite 48
AUF DEN SPUREN DER URZEUGUNG. Von Dr. Harald Steinert . . . . . Seite 53
SCHÖNE ALTE STÄDTEBILDER. Von F. L. Ronnenberg . . . . . Seite 56
BEGEGNUNG MIT DEM ENGEL. Erzählung von Herbert Frank . . . . . Seite 62
GERHARD DOMAGK. Von Dr. Peter Paal . . Seite 67
DER GUTE RICHTER. Anekdoten von Dr. Heinrich Riedel . . . . . Seite 68
DIE GRÖSSTE SCHAFFARM DER WELT. Von Werner Hopp . . . . . Seite 69
SPUK IM TURM. Erzählung von Anne de Tourville Seite 75
WIE MAN HÖRT . . . . . Seite 80
NEUE BÜCHER . . . . . Seite 86
ZUCKER AUS CUBA. Von Heinz Panka . . . Seite 96
KLEINE CHRONIK DER ZEIT . . . . . Seite 108

HANNIBAL ANTE PORTAS. Text von Otto Zierer, Zeichnung von Günter Radtke (Sammelbeilage »Bilderatlas zur Weltgeschichte« Nr. 7)

Umschlagbild nach einem Entwurf von Heinz Kiessling (zu unserem Beitrag »Kein Ort des Menschen« auf Seite 32)

HAUPTSCHRIFTLEITER: Dr. Hermann Boekhoff
SCHRIFTLEITER: Gerhard Joop, Joachim Karsten

VERLAG UND DRUCK:	Georg Westermann Verlag und Druckerei, Braunschweig, Georg-Westermann-Allee 66, Ruf 20511, Fernschreiber 0254841
GESCHÄFTLICHE LEITUNG:	Bernhard Klaffke
ANZEIGENLEITER:	Kurt Rostock
ABONNEMENTSPREIS:	Bei Jahresbezug: monatl. DM 2,50 zuzügl. Zustellgebühr
EINZELHEFTPREIS:	DM 3,—; Bezug durch jeden Buch- und Zeitschriftenhändler, durch den Verlag oder durch die Post. Generalvertreter für die Schweiz: Hans-Albisser-Verlag, Zürich, Weinbergstraße 15. Die Aufnahme der Monatshefte in Lesezirkel bedarf der Genehmigung des Verlags.
ANZEIGENPREISE:	Laut Preisliste 5
FÜR ÖSTERREICH:	Verantwortlich Hans G. Kramer, Wien I, Freyung 6

Keine Gewähr für unverlangte Manuskripte u. Bildsendungen

WESTERMANNS MONATSHEFTE

96. JAHRGANG 1955

HEFT 5

GEORG WESTERMANN VERLAG

DAS LIEBESPAAR. GEMÄLDE AUS DER SCHWÄBISCHEN SCHULE (um 1470)

JEAN GIRAUDOUX

DER FRÜHLING

Es war der Frühling, der Bruder des Sommers. Man hätte das Getreide nicht vom Rasen unterscheiden können und nicht die Freundschaft von der Liebe; der Himmel war weit und stieg bis zur Sonne hinauf; der Menschen Atem trübte die Luft nicht mehr, floß nicht wie ein schmutziger Bach in einen klaren Fluß; allein die Züge in der Ferne rauchten; feiner Regen fiel aus dem Blau des Himmels, wie wenn der Mittag taufeucht wäre; da war ein kleines Bächlein, das war in sein Wasser verliebt und lief, eitel Namen murmelnd, hinter diesem drein. Nicht länger mehr war die Sonne eine hochmütige Meisterin, die gen Mittag kommt, zu schaun, ob ihre Gesellen an der Arbeit sind; mitsamt ihrem Werkplatz stieg sie empor, geleitete die Postkutschen zu den Marktflecken, verhielt zuweilen über den Teichen, und beim Fortgehn schon konnte sie die Hühner mit einem Auge und auf einem Beine schlafen sehen. Dann streckte sich die Erde und wurde zur Nacht...

Eine ganze Jahreszeit hindurch müßte man das Nahn des Frühlings erleben dürfen; müßte man die Karren vorbeifahren sehn, mit den dicken, granatfarbenen Runkelrüben, in die das ganze Blut der Erde geflüchtet ist; die Mütter mit den kleinen, im letzten Frühling geborenen Kindern, die sie mit der Hand streicheln und ihre kleinen Freunde nennen; die Waschfrauen, die nur die Hände zu reiben brauchen, wenn sie Schaum machen wollen. Da ist ein kleines Mädchen, das Angst hat, da seine Augen zu groß sind; da ist ein kleiner verstoßener Hund, der heult und heult... über die Maßen laut, wie wenn er die Seele eines in der Ferne überfahrenen riesengroßen Neufundländers wäre. Man sieht den Himmel durch den Mond hindurch; man sieht den Himmel hinter der Nacht.

Das ist mein Frühling, das ist mein Leben. Die Menschen aber hetzt das Leben, wie ein Pferdewagen ein junges Huhn hetzt. Er ist hinter ihm, und schon glaubt es sich verfolgt und kommt nicht auf den Gedanken, zur Seite zu gehn und ihn mit seinen Flüchen vorbeigaloppieren zu lassen; es rennt davon und vergißt darüber, daß es Flügel hat – und dabei ist es doch nichts weiter als ein zweiräderiger Karren, der sich im Winde vorwärtskämpft und voll ist von Käsekörben und lachenden Mädchen. Allein Verliebte und Kranke sitzen auf dem Fußsteig und haben Freude daran, den Hafer, den Haselstrauch, die Töne des Abends, all das, was man zutiefst lieben könnte, beim Namen zu nennen – nur die Liebe nicht und nicht das Kranksein.

Das ist mein Leben:

vergessen, daß ich lebe;

alle Dinge auf mich zukommen lassen – eines nach dem andern, wie Samt so zart, daß sie in mein Auge kommen können, ohne ihm weh zu tun;

mich fragen, ob die Hühner wohl glauben, daß die Maikäfer von den Wolken herabfallen, ob die Hunde die Schwester eines Mannes von einem andern Mädchen unterscheiden können, seine Frau von andern Frauen, ob die Hunde wohl nur dann die Ohren spitzen können, wenn das alte Fräulein, das zu Besuch ist, an der Unterseite ihres Stuhles kratzt und zu ihnen sagt: ... die Katze!!

DAS FLORETTBAND

NOVELLE

VON WERNER BERGENGRUEN

Auf Erden sind alle Menschen mehr oder weniger Schauspieler. Jeder sucht sich seine Bühne und sein Publikum aus und bietet alle von seinem Ehrgeiz gestachelten Kräfte auf, um den Beifall des von ihm gewählten Parterres zu gewinnen, vergleichbar dem großen Alexander, der an den Ufern des Indus an den Beifall der Athener dachte und in ihm den schönsten Lohn seiner Mühen erblickte.

Napoleon III., Fragmente zur englischen Geschichte

Zur Zeit, als Dostojewski am Raskolnikow, das Brüderpaar Siemens an seinen elektrisierenden Erfindungen und Hindenburg an der Vorbereitung aufs Fähnrichsexamen arbeitete, also in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, war am Stadttheater zu Riga ein junger, aus dem Elsaß stammender Schauspieler beschäftigt, den wir Mortimer nennen wollen, um damit zugleich die Richtung seiner Wünsche zu bezeichnen. Dieser Mortimer hatte von seinen Fähigkeiten eine große Meinung und für seine Zukunft sehr gewisse Hoffnungen. Einstweilen aber wurde er in kleinen Rollen modischer Stücke verwandt, etwa als lebemännischer Freund und Vertrauter jugendlicher Helden, an deren Reichtum er schmarotzte, bis er sie im Augenblick eingetretener oder irrigerweise angenommener Verarmung geschwind im Stiche ließ oder auch bis er nach einem jähen Umschwung ihrer Sinnesart zum Ernsteren von ihnen fortgejagt wurde. Dies später in Abnahme gekommene Fach wurde in jener Zeit als das der falschen Freunde bezeichnet; wer es lange genug zur Zufriedenheit bedient hatte, konnte hoffen, zum Bonvivant aufzusteigen.

Unser Elsässer fühlte sich weder zum falschen Freunde noch zum Bonvivant geschaffen. Er hatte die Überzeugung, es müsse ihm nur einmal eine Gelegenheit zuteil werden, seine Leidenschaftlichkeit und Kraft in einer Rolle wie der des Mortimer zu zeigen, und seine Laufbahn werde aus den farblosen Niederungen augenblicks steilauf führen. Aber eben diese Gelegenheit schien sich nicht bieten zu wollen, und er schob die Schuld bald auf das Unverständnis des Direktors, bald auf neidische Machenschaften aus dem Kreis der Kollegen, bald schwermütig auf einen Unstern, der nun einmal über seinem Dasein stehe. Vielleicht indessen – wie will man das heute noch feststellen? – war es einfach so, daß von Mortimer eben nicht jene schwer zu bezeichnende Eigentümlichkeit ausging, deren der Schauspieler bedarf, wenn er den Zuschauer ergreifen soll. Übrigens hatte die französische Bühne, die er in seinen Anfängen umworben, sich ihm nicht auftun wollen; es scheine, so sagte man ihm, er könne sich den elsässischen Akzent nicht abgewöhnen.

Wir müssen also die Frage nach Mortimers Fähigkeiten offenlassen. Um so mehr wird uns im stillen die seines Ehrgeizes beschäftigen. Aber auch hier kommen wir fürs erste zu keiner genau bestimmten Auffassung. Es bleibt einstweilen offen, ob dieser Ehrgeiz in der Tat, wie Mortimer glaubte, von Natur und Notwendigkeit her dem Bühnenlorbeer zustrebte oder ob er sich nicht ebensogut auf einem anderen Felde die zur Selbstbestätigung dienlichen Erfolge hätte suchen können.

Seiner untergeordneten Stellung gemäß wurde Mortimer niedrig gagiert. An den geringen Rollen, die man ihm zuwies, war nicht viel zu memorieren, so hatte er reichlich

Zeit für sich selbst. Er benutzte sie, seine Sprachkenntnisse zu erweitern und französischen Konversationsunterricht zu geben. Das half seinen Einkünften auf und unterhielt ihn. Zweisprachig herangewachsen, hatte er die Fähigkeit, sich in fremden Sprachen behende zurechtzufinden, was wohl auch als ein Ausdruck seiner Anpassungsgabe, zugleich aber seines einer schauspielerischen Natur nicht schlecht anstehenden Anpassungsbedürfnisses aufgefaßt werden mag. Er vervollkommnete sich im Englischen und beschäftigte sich mit dem Russischen und Lettischen als den beiden Sprachen, die neben dem Deutschen landesgängig waren. Doch trieb er das alles nicht mit rechter Freude; es war Lückenbüßerei.

Mit der Zeit kam es dahin, daß er gelegentlich von wohlhabenden Handwerkern herangezogen wurde, um Liebhaberaufführungen bei Silberhochzeiten und Vereinsfestlichkeiten einzurichten. Allein in die oberen Gesellschaftskreise gelangte er nicht, obwohl sie sich in Riga den Schauspielern und Schauspielerinnen weiter öffneten, als die strengen Begriffe der Zeit es in Deutschland gestattet hätten.

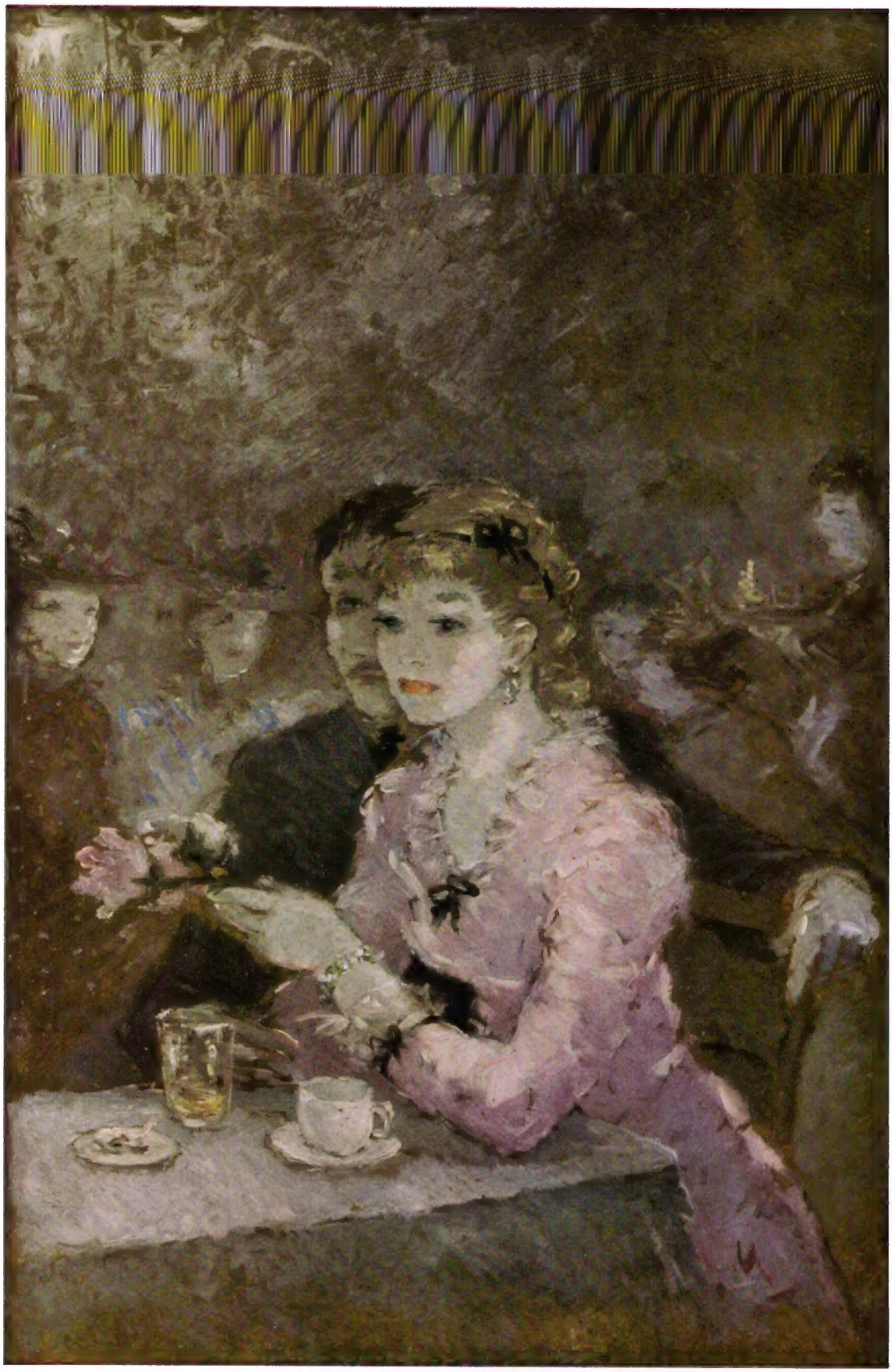
In den Städten Deutschlands ereiferte man sich damals über Herrn von Bismarcks Bemühungen um Aufrichtung einer preußischen Hegemonie, über Lassalles Arbeiterverein, über Parlaments- und Verfassungsfragen. Riga gehörte zum russischen Kaiserreich, es galt nicht für bon ton, allzuviel von Politik zu sprechen, und schon gar nicht vor Damen. Aller Enthusiasmus der Gesellschaft, von öffentlichen Dingen wenig in Anspruch genommen, kehrte sich, wie das in ähnlichen Umständen zu geschehen pflegt, der Bühne zu, und diese Leidenschaft, fast bis zur Narretei getrieben, konnte sich überdies schon auf eine Tradition von Jahrzehnten berufen. Seit fast dreiviertel Jahrhunderten besaß man das Originalmanuskript des Don Carlos. Wurde er aufgeführt, so stand auf dem Theaterzettel: „Textfassung nach der im Besitz des Stadttheaters befindlichen Handschrift des Dichters." Wurde das Nachtlager von Granada gegeben oder sang, säuselte, schmetterte irgendwo ein Männerquartett „Das ist der Tag des Herrn", so erinnerte man sich an den Komponisten Kreutzer, der Kapellmeister am Stadttheater gewesen war und nun in Riga begraben lag. Sein Vorgänger war Richard Wagner gewesen, ein schwieriger, indessen faszinierender Mann, der, wie es jetzt hieß, schon damals von seinen auf Rienzi und eine holländische Schiffersage abzielenden Opernplänen gesprochen hatte; auch wer seine Musik nicht liebte, war stolz auf ihn und bemühte sich um den Nachweis, daß die berühmtesten seiner Musikdramen zumindest keimhaft in die Rigaer Zeit zurückreichten – ohne zu bedenken, daß hierin, selbst wenn es zutraf, kein Verdienst des Rigaer Publikums erblickt werden konnte. In Wagners Kapellmeisterzeit war der schlesische Wanderdichter Holtei Direktor des Theaters und Abgott der Stadt. Als seine Frau, eine viel angeschwärmte Schauspielerin, im Wochenbett starb, gab es den stolzesten Leichenzug des Jahrhunderts, und hinter dem Sarge ging neben dem Witwer der Generalgouverneur der Ostseeprovinzen. Das alles war noch frisch, als sei es gestern gewesen, dazu hatte man jetzt das schöne, neue Theatergebäude, das Geld floß reichlich, die Damen machten ihr Glück, aber was hatte Mortimer davon? Über ihm stand der Unstern, der Himmel mochte so heiter sein, wie er und wie der Gott der Bühnenkunst nur wollte. – Plötzlich indessen ging sein Unstern unter, der Stern ging auf. Zunächst freilich hatte es diesen Anschein noch nicht.

Vielleicht waren die neuesten Franzosen – Scribe, Augier und, was noch schlimmer war, Sardou – ein wenig zuviel gespielt worden. Pastoren und Oberlehrer verlangten Sittenreines und Klassisches, sie steckten sich hinter die Theaterkommission des Rats, und der Direktor kündigte Wallenstein an. Der erste Abend sollte das Lager und die Piccolomini bringen. Dieser Direktor war ein magenleidender und daher oft mißgelaunter Mann. Jeden, dem er Unbeglückendes mitzuteilen hatte, pflegte er „lieber Freund" anzureden. Er wies Mortimer die Rolle des Götz zu.

Man kennt diese Rolle, oder vielmehr: man kennt sie nicht, denn hier ist wenig zu kennen. General Götz, ein schweigsamer Herr, kommt im ganzen neunmal zu Wort, ohne es doch, alles in allem, auf mehr als achteinhalb Verszeilen zu bringen. Seine Äußerungen sind nicht bedeutend; in der Hauptsache sagt er: „Herr Bruder, prosit Mahlzeit! ... Excusiert mich ... Bins nicht imstand ... Herr Graf, erlaubt mir, daß ich mich empfehle ..."

„Machen Sie kein solches Gesicht, lieber Freund", sagte der Direktor. „Schillers Götz ist nun einmal nicht Goethes Götz, das sind eben die Unterschiede zwischen den Dichtern,

dafür dürfen Sie mich nicht verantwortlich machen. An der Rolle haben Sie nicht lange zu studieren, das ist auch etwas wert. Ich wollte, ich hätte so viel freie Zeit wie Sie."
Mortimer murmelte etwas Unterwürfig-Verdrossenes.
„Was wollen Sie denn?" sagte der Direktor. „Sie bekommen ja außerdem noch eine Rolle im Lager, etwa den zweiten Leibgardehusaren oder den Einjährig-Freiwilligen vom dritten Train-Bataillon, darüber hören Sie noch Endgültiges von mir."
Mortimer ging niedergeschlagen nach Hause. Auch die Aussicht auf das Lager hatte nichts Tröstendes. In diesem Stück treten bekanntlich nur Statisten auf; wenn sie noch so viel reden, sie bleiben Statisten, und nicht einmal der Kapuziner findet aus der Anonymität hinaus.
Aber nun ging der Unstern unter, der Stern ging auf. Einige Tage vor der Hauptprobe wurde Mortimer zum Direktor beschieden.
„Ich bin sehr ärgerlich, lieber Freund. Der Max ist frei geworden. Herr Neumann hat eine Sehnenzerrung, dem geht kein Schuh über den Knöchel. Der Doktor rechnet mit zwei Wochen. Herr Monti hat Blinddarmentzündung. Und Herr Schröder ist zu dick. Ich muß es wohl oder übel mit Ihnen probieren. Nicht sehr wohl, lieber Freund, eher sehr übel, aber das hilft nichts. Trauen Sie es sich zu? Bekommen Sie diese Tiraden noch rechtzeitig in den Kopf?"
„Ich beherrsche die Rolle, Herr Direktor!" rief Mortimer.
„So? Na, dann lassen Sie mal hören."
Mortimer hatte den Max auf Vorrat studiert, ingrimmig und verbissen, wie er alle Rollen studiert hatte, die ins Mortimerfach schlugen.
Er warf sich in Positur und begann: „O schöner Tag, wenn endlich der Soldat –"
Und als er zuletzt erklärte, für ihn, für diesen Wallenstein, das letzte Blut seines Herzens tropfenweise verspritzen zu wollen, da war es ihm, als sei er Mortimer im vierten Aufzug, den Dolch ziehend und leidenschaftlich rufend:
„Was willst du, feiler Sklav der Tyrannei? Ich spotte deiner, ich bin frei!"
(Dies „frei" wurde in jener Zeit noch vielfach mit einem Ypsilon geschrieben, und hätten wir Heutigen bei Mortimers einsamen Rollenstudien dabei sein dürfen, wir hätten das Ypsilon deutlich zu hören gemeint.)
Max und Mortimer sind Rollen, die damals in höherer Schätzung standen als heute. Mortimers Deklamation hätte uns vielleicht nicht zugesagt, aber unseren Großeltern sagte dergleichen zu, und da unsere Großeltern das Publikum des Rigaer Stadttheaters bildeten, so riskierte der Direktor im Grunde nichts.
Er hatte zum Fenster hinausgesehen. Als Mortimer verstummte, sagte er, ohne sich umzudrehen:
„Es wird, weiß Gott, schon wieder Regen geben. Also schön, spielen Sie meinetwegen diesen Jüngling, den man so frühzeitig zum Obersten gemacht hat. Es hilft ja nichts, ich kann den Wallenstein nicht mehr absetzen. Den Götz kann ich auch von einer Garderobenfrau spielen lassen. Schließlich kann man ihn auch streichen. Das Stück hat ohnehin schon zuviel Generäle. Was?"
Als Mortimer ging, rief der Direktor ihm nach: „Aber nehmen Sie sich zusammen, es wird ein wichtiger Mann in meiner Loge sein!"
„Sehr wohl, Herr Direktor", antwortete Mortimer. Damals sagte man noch „sehr wohl". Ich selbst habe das „sehr wohl" nur einmal in meinem Leben gehört: das war, als mein Schwiegervater im Kreise der Familie ein Kapitel aus einem der Fontaneschen Romane vorlas. Es klingt sehr wohl.
Der wichtige Mann, dies sprach sich bald herum, war irgendwo in Deutschland Intendant eines großherzoglichen Hoftheaters. Sein Sohn war Legationssekretär bei der großherzoglichen Gesandtschaft in Petersburg und hatte dort soeben geheiratet. Der Intendant kehrte von der Hochzeit nach Deutschland zurück und nahm auf der Durchreise einen kurzen Aufenthalt in Riga.
Mortimer zitterte in waghalsigen Hoffnungen. An Stelle des untergegangenen Unsterns war nicht ein Stern aufgegangen, sondern ein ganzes Sternbild, dessen Mittelpunkt der Intendant bildete. Er würde sich Mortimers Namen merken, er würde – – nun, vielleicht nicht sofort, großherzogliche Dinge brauchten Zeit. Doch gab es auch Dinge, die sofort an den Tag treten mußten. Gefiel Mortimer als Max in den Piccolomini – und wie sollte er nicht gefallen, er würde sich Beifall auf offener Szene erzwingen! –, so war es klar,



DIETZ EDZARD (geb. 1893): PAAR IM CAFÉ

daß er einige Wochen später den Max auch in Wallensteins Tod würde spielen dürfen. In der Zeitung würde man lesen: „Die größte Überraschung des Abends aber war der Max des Herrn Mortimer. Wir fragen uns: warum hat die Direktion uns eine Könnerschaft solchen Ranges bis jetzt vorenthalten. Vergebens sucht man nach einer Erklärung." (An dieser Stelle würde es vielleicht auch heißen: „Erkläret mir, Graf Oerindur . . .") – „Nun, man tut nie gut, sich bei Vergangenem aufzuhalten. Für die Zukunft jedenfalls dürfen wir wohl hoffen, Herrn Mortimer in seinem Talent angemessenen Rollen zu begegnen."

Das Sternbild ging unter, der Unstern ging wieder auf. Es war in der Wende des März zum April, das Wetter windig, feucht, rauh. Wer irgend konnte, hatte eine Erkältung oder Halsentzündung, mit Fieber gepaart. Solche Krankheiten wurden damals noch als Grippe bezeichnet. In älteren Biographien liest man häufig: „Er starb an einer Grippe, nachdem er kurz zuvor noch den Schmerz hatte erleben müssen, seine Lebensgefährtin im Alexanderbade an einem hitzigen Fieber zu verlieren." Später kam das Wort aus der Mode, und jene Biographien büßten, zum mindesten im Schlußkapitel, an Verständlichkeit ein. Für Linguisten, Patienten und Hinterbliebene gleichermaßen überraschend, tauchte der Krankheitsname erst 1917, mitten im Kriege, wieder auf, was vermutlich damit zusammenhing, daß an der Spitze des militärischen Medizinwesens alte Herren standen, welche die Gelegenheit wahrnahmen, eine Jugenderinnerung aufzufrischen. Dies nebenbei.

Mortimer, besonnener, als es einem Mortimer oder Max ansteht, gurgelte und nahm vorbeugende Pillen. Am Tage vor der Hauptprobe erwachte er fiebrig, heiser, mit Halsschmerzen. Er rannte zum Arzt. Der Arzt untersuchte, pinselte, verschrieb. Aber nun scheint es ja, als stecke in manchen Organen des menschlichen Körpers eine koboldige Lust, ihrem Herrn gerade dann, wenn er auf ihr Wohlverhalten am dringendsten angewiesen ist, den Gehorsam zu verweigern und ihn damit der Bloßstellung und Verzweiflung zu überantworten. Indessen, haben sie nicht vielleicht gerade dann einen geheimen, verschämt ihnen zugekommenen selbstfeindlichen Befehl ihres Herrn auszuführen?

Mortimers Zustand verschlimmerte sich. Der Schüttelfrost warf ihm die Schulterblätter hin und her. Ihn schwindelte. Er fühlte das Blut sieden und in den Ohren brausen. Nichts verschlug. Er gurgelte, jetzt nicht mehr prophylaktisch, sondern therapeutisch, er lag den größten Teil des Tages im Bett und sprach mit niemandem ein überflüssiges Wort. Dennoch fühlte er von einer Stunde zur anderen seine Widerstandskräfte verfallen. Mit Selbstvergewaltigung, Medikamenten und Spirituosen hielt er sich im Theater noch notdürftig aufrecht. Er überstand die Hauptprobe und war der Meinung, es sei ihm auch bei der Generalprobe gelungen, das Übel verborgen zu halten.

Es wurde ihm bewiesen, daß dies ein Irrtum war. Denn der Direktor sagte:

„Es scheint, lieber Freund, Sie sind nicht ganz bei Stimme. Legen Sie sich sofort ins Bett und schwitzen Sie. Morgen früh höre ich mir noch einmal Ihr Organ an. Wenn es nicht besser ist, werde ich doch auf Herrn Schröder zurückgreifen müssen. So dick ist er schließlich gar nicht. Außerdem ist mir eingefallen, daß Max ja schon Oberst ist. Obersten brauchen nicht die Figur von Leutnants zu haben."

Als Mortimer nach der Generalprobe das Theater verlassen wollte, gesellte sich auf dem Korridor die Souffleuse zu ihm, eine gutmütige alte Person, die eine mütterliche oder tantenhafte Zuneigung für ihn hatte. Im Laufe ihres Lebens war sie Naive, Heldenmutter und komische Alte gewesen, und sie hatte sich von all diesen Kategorien ein Seelenstückchen bewahrt.

„Mein Gott, was ist Ihnen? Wie sehen Sie aus?" rief sie.

Er wollte stumm abwinken und davoneilen, denn jedes vermeidbare Wort dünkte ihn unverzeihlich. Aber nun spürte er die bescheidene einfache Warmherzigkeit der Alten, und es befiel ihn das Verlangen, sich fallenzulassen, nicht mehr zu widerstreben und nach der Weise der Kinder einer mütterlichen Gewalt und Sorge die Verantwortung anheimzugeben. Er warf die Selbstbeherrschung ab, es schien ihm ein Glück, den schmerzhaften Husten nicht mehr zurückhalten zu müssen und seinen ganzen Körper von ihm erschüttern zu lassen.

LINKS: FAHNENTREPPE DES STADTSCHLOSSES ZU POTSDAM. AUFNAHME VON MAX BAUR

Dann begann er zu reden, zwar noch immer unterbrochen von Hustenstößen, denen er sich wie in einer Wollust der Selbsterniedrigung überließ. Er klagte bitter, so müsse es ihm immer gehen, wenn endlich einmal das Glück ein Mantelzipfelchen sehen lasse; er sei zu nichts gut als zum Verderben.
Die Souffleuse hielt über dem Zuhören den Blick auf ihn gerichtet, mitleidig und wohlgefällig zugleich. Sie sah nicht nur sein augenblickliches Elend, das sich wie eine Schicht trüber, schmutziggewordener Schminke über ihn gelegt hatte; sie sah, wie sie es von jeher getan hatte, hinter dieser Schicht ihn selbst. Er war hübsch gewachsen, sehnig und schlank, er hatte regelmäßige und lebhafte Züge. Doch hatte er auch jenes gewaltsam Angespannte, das man in den Mienen vom Ehrgeiz besessener, aber noch zu keinem Erfolg gelangter junger Männer so oft wahrnimmt – ein Ausdruck, der zugleich ein jugendliches Gesicht anziehend, ja, herzbewegend machen kann, und sei es auch nur so, daß den Betrachter etwas überkommt wie ein dunkles, als Frage sich an die Zukunft wendendes Mitleid, welches zugleich dem Verfall aller menschlichen Schicksale und ihrem Abgleiten in die Gewöhnlichkeit gilt. Allerdings dürfen wir nicht annehmen, derartiges sei der Souffleuse zu deutlichem Bewußtsein gekommen.
„Hören Sie", sagte sie nach einem kleinen Zaudern, „ich weiß ein Mittel für Sie, aber Sie dürfen mich nicht auslachen."
„Ach Gott", antwortete er kläglich, „mir ist nicht nach Auslachen zumut. Aber was für ein Mittel sollte mir denn helfen können? Ich habe ja schon die halbe Apotheke auf dem Nachttischchen stehen. Am besten, ich gebe es auf, melde mich krank und gehe zu Bett. Wenn ich nach zwei Wochen wieder auf den Beinen bin, kann ich ja den Götz spielen."
„Es gibt da so etwas anderes", erklärte sie und schien nun ganz verwandelt vor Eifer. „Man darf nur nicht unnütz davon sprechen, sonst könnte es, wie man sagt, seine Kraft verlieren. Es soll ein Vermächtnis sein, aber man darf auch nicht nach der Herkunft oder nach den sonstigen Zusammenhängen fragen. In der Moskauer Vorstadt ist ein Posamentierladen, so eine unscheinbare, hölzerne Bude, in einer Quergasse ist das, noch ziemlich weit hinter den Roten Speichern. – Aber machen Sie kein solches Gesicht, auf das, was ich sage, können Sie sich verlassen, ich habe es selbst ausprobiert, mehr als einmal, und manche von meinen Bekannten auch."
Ihre Mienen wurden beweglicher, ihre Handgebärden lebhafter, als stünde sie noch auf der Bühne und habe endlich eine gute Rolle als Kupplerin, Anstifterin, Intrigantin, jedenfalls als eine Anrührerin fremder Schicksale, die sie über die Ungeformtheit und Unausgeführtheit des eigenen forttrösten mochten. Ja, eine richtige kleine Szene spielte sie ihm vor, eine Szene mit zwei Rollen, und vielleicht hatte das für sie von fern eine ähnliche Bedeutung wie eine der Mortimerszenen aus der Maria Stuart sie für ihn gehabt hätte. Am Ende, so hat Mortimer nachher gedacht, und so mag auch einer oder der andere von uns denken, am Ende hatte sie diese ganze Sache überhaupt nur eingeleitet, um Gelegenheit zu einer solchen Schaustellung zu haben. Aber damit hat Mortimer und damit hätte einer oder der andere von uns etwas Unrichtiges gedacht.
„Passen Sie auf", sagte sie. „Also ich komme jetzt herein." Sie trat einige Schritte zurück, als habe sie einen Anlauf zu nehmen, und die Szene begann.
So also hatte es zuzugehen, wenn man jenen armseligen Laden in der Moskauer Vorstadt betreten hatte. Eine kleine weißhaarige Frau stand hinter dem Verkaufstisch, beugte sich vor und fragte mit etwas zitteriger Stimme, was der Dame gefällig sei. Die Käuferin nahm eine Miene von geheuchelter Gleichgültigkeit an und antwortete halblaut: „Ein Stückchen schwarzes Florettband."
Weiter durfte man nichts sagen, nicht wie lang es sein und wie breit es liegen sollte, und schon gar nicht durfte man sich nach dem Preise erkundigen. Die Verkäuferin sagte kein Wort. Auch ihre Miene drückte nun jene erheuchelte Gleichgültigkeit aus, hinter der doch Einverständnis, ja, Mitwisserschaft geheimnisvoll vorschimmerte. Sie zog eine Schublade auf, entnahm ihr das Gewünschte – es war bereits abgeschnitten – und reichte es, ohne sich weiter um die sonderbare Kundin zu kümmern, ja, ohne sie anzusehen, über den Ladentisch. Die andere nahm schweigend das Endchen schwarzes Band entgegen, steckte es zu sich und entfernte sich ohne Bezahlung, Dank oder Gruß.
„Wenn man bezahlen will oder dankt, wirkt es nicht, das steht fest", sagte, gleichsam abgeschminkt, die Souffleuse. „Und da habe ich mir gedacht, am besten spricht man über-

haupt kein Wort, da geht man sicher, und in solchen Sachen ist es bekanntlich geratener, etwas zu viel zu tun als etwas zu wenig. Das Ganze ist natürlich komisch, aber noch komischer ist es, daß es wirklich hilft; es gibt da gar keinen Zweifel. Natürlich habe ich zuerst auch nicht daran glauben wollen. Man muß das Band in der Nacht um den Hals tragen und bei Tage in der Tasche. Ob es nun etwas mit dem Kehlkopf ist oder mit der Stimmritze oder eine Halsentzündung, alle Schmerzen und Beschwerden gehen weg."
Mortimer starrte zu Boden. Er sagte nichts. Die Alte redete drängend auf ihn ein und beschrieb wortfreudig die Örtlichkeit. Plötzlich ergriff er ihre Hand und flüsterte heiser: „Also in Dreiteufelsnamen, ich probiere es." Dann lief er hustend hinweg.
Und jetzt, während Mortimer in die Moskauer Vorstadt eilt, um in abgelegenen, pflasterlosen, schnee- und pfützenreichen Gassen, zwischen windschiefen, einstöckigen, buntgestrichenen Holzhäuserchen nach einer Posamentierbude zu suchen, jetzt scheint es angebracht, daß wir uns mit einigen Worten über die Natur des Aberglaubens verständigen. Damit wird auch Mortimers Verhalten begreiflich werden und zugleich möglicherweise noch auf die Natur des Menschen und des Schicksals ein kleines Lichtstreifchen fallen.
Natürlich wußte Mortimer, wie wir alle es wissen, daß, wenn schon von heilkräftigen Textilien die Rede sein soll, Florettband hinter Flanellbinden zurücksteht, und daß alles ein törichter Aberglaube war, und wahrscheinlich wußte das in ihrer Art sogar die Souffleuse. Aber ein solches Wissen schließt den Glauben ja nicht aus. Es ist töricht, zu argumentieren: „Wie kann der und der das und das glauben? Er muß doch merken, daß es widersinnig ist!" Die so reden, verkennen die Natur des Aberglaubens. Das Einleuchtende zu glauben, wird uns bis zum Überdruß allstündlich zugemutet. So steckt denn im Menschen eine Lust, gerade das Widersinnige zu glauben und mit diesem Glauben und diesem Widersinn ein zwinkernd-ernsthaftes Spiel zu treiben. Dies Element des Spielerischen steckt in jedem Aberglauben. Wer einen Aberglauben ausübt, glaubt natürlich an ihn, aber doch nur gewissermaßen und nicht in dem Sinne, in welchem er etwa an die Logarithmentafel, das Adreßbuch oder den Börsenkurszettel glaubt. Schauspielern und künstlerischen Naturen überhaupt sagt man einen Zug zum Aberglauben nach, und man täte falsch, sie deswegen für noch dümmer als die Phantasielosen zu halten. Und nun war Mortimer ja nicht nur ein Schauspieler, sondern zugleich ein Fieberkranker, überdies ein Mensch in Not und Verzweiflung, der vor einer Entscheidung seines Schicksals zu stehen meinte. Denn das war ihm gewiß: er war ins Spiel gekommen und dachte seine Karte auszuspielen, welche Metapher hier am Platze sein mag, denn ein spielerischer Charakter scheint ja nicht nur dem Menschen und seinem Aberglauben, sondern auch dem Schicksal innezuwohnen. Stach die Karte nicht, so hatte er sich geschlagen zu geben, und sein Urteil war vielleicht endgültig gesprochen. Es kann auch sein, daß er gar nicht so sehr an die medizinische Wirkung des Florettbandes dachte und daß er hier etwas auf sich zukommen fühlte, das nicht so sehr heilung- als vielmehr heilbewirkend in sein Leben zu greifen willig war. Im Fieber denkt der Mensch kindlichbildhafter als für gewöhnlich, und da mochte es ihn bedünken, als könne mit einer solchen freiwilligen Annäherung an den Besitz der Trauer, des Todes und der Krankheiten, wie sie sich im Erwerb des schwarzen Florettbandes ausdrückte, den finsteren Mächten etwas von ihrer Bedrohlichkeit abgekauft sein. Greifen wir nicht alle nach dem Absurden, wenn das Verständige nicht fruchten will? Auch hatte ihm, seinem elenden Zustande zum Trotz, die Szene gefallen, sowohl die von der Souffleuse dargestellte, als auch diejenige, die sich im Posamentierladen abgespielt haben mochte, und die, in der er selber, entschlösse er sich zum Hingehen, mitzuspielen haben würde. Also entschloß er sich, beschwingt auch von der Vorstellung, daß nach Umschlägen, Pillen und Pinselungen nun etwas ganz Neues zu unternehmen war.
Kaum sind wir mit diesen Erwägungen fertig geworden, da erscheint Mortimer in dem recht bescheidenen Zimmer der Souffleuse, mit Affekten geladen: zornig und niedergebrochen zugleich. – „Haben Sie das Florettband?" fragte sie.
„Was Florettband!" schrie Mortimer. „Eine Schlinge um den Hals und aufhängen!"
Vielleicht übertrieb er nach Schauspielerart seine Verzweiflung.
Natürlich berichtete er nicht wie unsereiner; vielmehr spielte jetzt auch er die Szene mit den zwei Rollen. Aber die Rolle, die er außer der eigenen zu spielen hatte, war nun nicht die einer weißhaarigen Frau, sondern eines rundgesichtigen, semmelblonden Verkäufers.
„Womit kann ich dienen?" – „Ein Stückchen schwarzes Florettband."

„Soll es für einen Trauerfall sein? Wie breit soll es liegen? Da hätte ich Ihnen Verschiedenes zu zeigen."
Mortimer antwortet nicht. Er zeigt die Länge mit ein paar unbestimmten Handbewegungen an, und in seiner Verlegenheit spreizt er schließlich Daumen und Zeigefinger voneinander.
Der Verkäufer lächelt höflich. „Ich versteh, ich versteh", sagt er. „So viel für den Arm und den Hut nötig ist. Also da hätte ich verschiedene Sorten."
Er kramt in seinen Fächern, breitet das zutage Geförderte auf dem Tische aus und beginnt mit seinen Erläuterungen.
Mortimer schweigt noch immer. Er hebt die rechte Hand und bewegt sie einige Male feierlich und bedeutsam hin und her.
Der Verkäufer fragt, wofür sich der Herr entscheide. Mortimer deutet stumm auf das ihm zunächst liegende Stück. Der Verkäufer hält ihn offenbar für einen Sonderling, aber das ist ja kein Grund, ein Geschäft, selbst ein noch so bescheidenes, scheitern zu lassen.
Er schlägt das Florettband in Papier, reicht es über den Ladentisch und sagt: „Fünfundachtzig Kopeken."
Mortimer sieht ihn stumm, aber eindringlich an, und sein bittender Blick wirbt um Verständnis. Er nimmt das Päckchen entgegen, nickt und will sich entfernen.
„Bitte ... fünfundachtzig Kopeken", sagt der Verkäufer voll Unwillen.
Mortimer weiß nicht mehr, was er tut. Er wirft das Päckchen auf den Ladentisch und stürzt zur Tür. Er will nichts als fort, mag man ihn für einen Geistesgestörten oder einen Schwindler halten. Hinter ihm schreit und zetert der Verkäufer. Doch da er allein im Laden ist, bleibt Mortimer unverfolgt.
Die Souffleuse genoß die Szene.
„Großartig, großartig", sagte sie. „Aber das alles ist doch unmöglich! Sie müssen in einen falschen Laden geraten sein!"
Mortimer hörte nicht auf diese so vernünftigen Worte. Er erging sich in Selbstverwünschungen, Klagen und Anklagen, er tobte und war nicht zu beschwichtigen. Es dünkte ihn unwichtig, wie das Mißgeschick zustande gekommen war. Auch uns kann es einerlei sein, ob die Souffleuse, wie es ihrer freundlich konfusen Natur entsprach, sich vorhin bei ihrer Ortsbeschreibung nicht präzis genug ausgedrückt, oder ob Mortimer nicht genau genug zugehört hatte – in einem Zustande wie dem seinen wird man ja mehr vom unbestimmt Gefühligen (heute sagt man: Emotionalen) als vom Exakten angezogen.
Die Souffleuse war bereit, alle Schuld herzlich auf sich zu nehmen, er aber schrie, jetzt sei ihm ein Zeichen gegeben, daß die Macht des Unsterns sich nicht brechen lasse und er nie hoffen dürfe, vor die rechte Schmiede zu kommen, und so werde er auch nie der Schmied seines Glückes sein. Damit ließ er sich auf das Sofa fallen und bohrte den Kopf in die Wildnis der Blumenkissen und Schlummerrollen.
Nun aber wurde die Souffleuse resolut, wie das ja innerhalb dieser Szene ihre Rolle verlangte, und so stemmte sie die Fäuste in die Hüften. Das Publikum ist dazu erzogen, diese Geste als ein Symptom der Resolutheit zu begreifen; es gibt bekanntlich einen Code zur Verständigung zwischen Bühne und Zuschauerraum, wir alle beherrschen ihn von klein auf, schon im Weihnachtsmärchen hat es angefangen.
„Schämen Sie sich!" rief sie. Dann legte sie ihm die rechte Hand beteuernd auf die Schulter wie eine Prophetin, während die linke an der Hüfte verblieb, zum Zeichen, daß die Souffleuse immer noch resolut war.
„Ich werde Ihre Schmiedin sein", erklärte sie, „und ich werde Ihr Eisen schmieden, solange es heiß ist."
„Mein Halseisen", sagte er matt.
„Schön, Ihr Halseisen. Bleiben Sie hier auf dem Sofa liegen, ich decke Sie zu, ich mache Ihnen noch rasch einen Tee, dann laufe ich los und komme mit dem richtigen Bande zurück!"
Aber nun sprang Mortimer auf, denn das wollte er nicht zulassen, vielleicht hatte wirklich die Schuld bei ihm gelegen, und dann wollte er doch sehen, wie es im Laden zuging. Auch ein kleines Mißtrauen hatte sich eingeschlichen, denn war es nicht denkbar, daß sie jetzt irgendwo in der Nähe ein beliebiges Stückchen Florettband kaufte, um nicht blamiert zu sein? – „Ich komme mit!" rief er.

Schluß im nächsten Heft

BARTOLOMÉ ESTÉBAN MURILLO (1618—1682): AM FENSTER

DAS PYRAMIDENTAL VON ÜRGÜP

Von Franz v. Caucig

Zieht man auf der Landkarte vom äußersten Südosten der Türkei, von der Dreiländer-Ecke Türkei–Iran–Irak, eine Gerade zu der Südspitze der Halbinsel Gallipoli (Dardanellen), so berührt diese ungefähr in ihrer Mitte die Stadt Kayseri. Im Altertum und im Mittelalter hieß diese Ansiedlung Cäsarea und war der wichtigste Ort von Kappadozien, einer Provinz im Herzen Kleinasiens. Der Kern dieser Stadt ist noch heute stellenweise von mittelalterlichen, festen Mauern umgeben, an die sich niedrige Hütten kleiner Handwerker lehnen. Weite Plätze leiten hinüber zu den Anlagen der Neustadt, und breite Straßen führen zu den Siedlungen, die um eine große Textilfabrik herum entstanden sind.

In den Bezirken, um die sich einst der Mauerkranz schloß, kann man die Geschichte dieser Stadt, ihr wechselvolles Schicksal verfolgen. Wie sonderbar mutet es an, wenn neben der hohen Kuppel einer ehemaligen christlichen Kirche das schlanke Minarett einer Moschee aufstrebt und wenn sich zu diesem so ungleichen Paar noch das pyramidenartige Dach eines Seldschukenbaues gesellt. Ob in Konya, der alten Derwischstadt, ob in Karaman, dem stillen Provinzort, oder hier in Kayseri, diese Pyramidendächer sind sich alle gleich: Auf einem meist achteckigen Unterbau von stattlicher Höhe erhebt sich eine ebenfalls achteckige Pyramide oder ein Kegel. Im Innern des Unterbaues stehen Sarkophage. Schöne Tore, reichverzierte Fenster öffnen sich gegen den Innenraum dieser Grabtürbeen, die zu keiner anderen Zeit des Islam so eindrucksvoll, so zierlich gebaut wurden wie damals, als hier in Anatolien die Seldschuken die Herren waren.

Wendet man sich von Kayseri nach Westen, wandert man über den Ort Ince-Su (indsche su = schmales Wässerchen) weiter, so gelangt man zu einer Anhöhe, von der aus sich der sonderbarste Blick bietet, den man sich vorstellen kann. Es scheint, als stünde hier eine dieser Grabtürbeen, wie sie in Kayseri vereinzelt zu sehen sind, neben der anderen, die einen geduckt und scheinbar versinkend, die anderen mannshoch und wieder andere bis zu dreißig Meter emporragend. Man könnte glauben, eine Traumlandschaft vor sich zu haben, plötzlich auf einem anderen Stern gelandet zu sein. Ein Märchen ist zur Wirklichkeit geworden! Aber bei näherem Hinsehen erkennt man, daß diese türbeenartigen „Bauten" Eingänge haben, daß sich über und neben diesen Eingängen Fensteröffnungen befinden; man sieht, daß in den Steilabfällen der niedrigen Anhöhen, die diese Traumtäler einschließen, ebenfalls Tore und Türen gegraben sind, daß hier und dort diese Tore und die Fensteröffnungen kunstvoll ausgeschmückt sind, daß sich an den Hängen die Vögel ihre Nester gebaut haben; und endlich wird man sich dessen bewußt, daß sich zwischen und neben all diesem Unentwirrbaren moderne, niedrige Häuser eingeschoben haben. Da und dort leuchtet das Grün der Bäume oder kleiner Weideflächen auf, zwischendurch meint man hier und dort ein weißblinkendes, ausgetrocknetes Flußbett zu erkennen – oder sind es etwa Schneeflächen? Je weiter man in dieses Gewirr eindringt, von Tal zu Tal, von Anhöhe zu Anhöhe wandert, um so bizarrer wird das Bild, um so phantastischer der Eindruck, der noch gesteigert wird durch die Farben, die hier aufleuchten.

Über alledem weitet sich der blaue, glasklare Himmel Anatoliens, ein Himmel, der kaum anderswo so leuchtet wie hier angesichts der emporragenden Pyramiden, des nahezu dreitausend Meter hohen Ercias-Dag (Erdschias-Berg). Einmal wurde die Vermutung laut, daß die Seldschuken, als sie diesen Berg sahen, ihre Grabtürbeen nach seinen Umrissen formten. Aber sehen nicht die Pyramiden, die sich in den Tälern um Göreme, um Ürgüp, die sich um den Ort Maçan (Matschan), um Çavuş-In (Tschawusch-In), um Üç-Hissar (Ütsch-Hissar = Drei Burgen) und Orta-Hissar (Mittelburg) zu Tausenden finden, nicht viel eher danach aus, als hätten sie die Anregungen zum Bau der Grabtürbeen gegeben? Alle Pyramiden hier zeigen ähnliche Formen: ein hoher Sockel, darauf

Nebenstehende Seite: Durch Erosion entstandene Tuffstein-Pyramiden mit Basalt-»Huten« im Tal von Ürgüp/Anatolien

Oben und links: Reste einer Felsenkirche in Göreme

der Kegel oder die kurze Pyramide. Seit Jahrtausenden verrichten hier Regen und Schnee, Wind und Sonne ihre Zerstörungsarbeit. Sie haben das weiche Material weggeschwemmt, den Tuffstein unterhöhlt. Geblieben sind Tausende von Pyramiden. Man kann es noch heute beobachten, wie diese Entwicklung vor sich geht. Im ganzen Nahen Osten, in den Bergen, die sich gegen die Ebene von Damaskus neigen, in den Gebirgszügen, die zum Toten Meer abfallen, in Jordanien und Syrien, überall sieht man auf den Höhen einen Kranz gewaltiger Felsen, ähnlich einem Festungswall, während ringsum das weichere Gestein allmählich weggespült, von Wind und Sturm hinweggefegt wird. Auch hier in dem Gebiet um Ürgüp war und ist es nicht anders. Gar manche dieser Pyramiden trägt auf ihrer Spitze noch einen „Hut" festen Gesteins, der den darunterliegenden Sockel davor geschützt hat, durch Regenfälle im Laufe der Jahrhunderte völlig hinweggeschwemmt zu werden. Bei mancher dieser Pyramiden liegen noch die zertrümmerten Reste des herabgestürzten

Landschaften bei Maçan (oben) und Üç-Hissar (unten)

Fast in jeden Berg und Hügel sind Kirchen, Kapellen, Klöster und Wohnungen gegraben

„Hutes". Vereinzelt gibt es solche Formationen auch in den Alpen und in den Cañons Amerikas. Hier aber begegnet man ihnen auf Schritt und Tritt, so weit das Auge reicht. Sollte der Bauer aus Avanoz, einem Ort am Flußlauf des Kizilirmak, die Wahrheit gesagt haben, als er mit geheimnisvoller Miene meinte, daß es wohl an die hunderttausend solcher Pyramiden hier gäbe? Hat sie schon jemand gezählt, die großen und die kleinen, die, welche gerade in Bildung begriffen sind, oder die, welche einzustürzen drohen? Angesichts dieser wunderbaren Landschaft vergißt man die Sachlichkeit. Das Unwahrscheinliche, Märchenhafte, gesellt sich zur überwältigenden Farbenpracht. Hier schwingt

Maçan: Zwischen den Pyramiden stehen die niedrigen Steinhütten der Einwohner; in den Felshöhlen wohnt heute niemand mehr / Unten: Landschaft bei Çanuş-In

alles zwischen blendendem Weiß, leuchtendem Gelb, dumpfem Rot, hellem Violett, zartem Grün und Grau. Nicht allein die Stellung der Sonne, nicht nur die tiefen Schatten spielen mit. Allein diese Pyramiden sind in verschiedenen Farben abgestuft: Rot in allen Schattierungen zwischen hellem Rosa und dunklem Purpur überwiegt.

Seitdem Menschen in Kleinasien leben, haben sie die Täler um Ürgüp und Göreme aufgesucht. Waren die Höhlen, die man in den Berg grub, ursprünglich nur Grabstätten? Wer kann das heute noch mit Sicherheit behaupten? Reste der ältesten Ansiedlungen sind ja nicht mehr vorhanden. Wahrscheinlich haben die Naturkräfte diese ersten Höhlen ausgewaschen, das Erdreich um die Wohnstätten weggespült. Nichts erzählt mehr davon, wie die ersten Bewohner der Höhlen hier gewohnt haben, aber seitdem man von diesen Gebieten weiß, seitdem die Geschichte von ihnen erzählt, hausen hier Menschen.

Am eindeutigsten sprechen die Jahrhunderte, in denen die ersten Christen sich in diesen Tälern niederließen. Es war ein leichtes, in dem verhältnismäßig weichen Tuff zu graben. Da es weit und breit kein Bauholz gab, waren jene Menschen gezwungen, ihre gesamte Wohnstätte in das Erdinnere zu verlegen, und so gruben sie eine Eingangshalle, rechts und links davon je einen Raum, sie schlugen Stufen in das Gestein und gruben über dem Untergeschoß weitere Höhlen in den Berg. Dahinter befanden sich oft Vorratsräume, die natürlich keine Öffnungen mehr ins Freie hatten. Auf ähnliche Weise grub man Kapellen, große Kirchen in den Berg, legte Klöster an, ließ den gewachsenen Stein als Tisch oder als Liegebank stehen, selbst die Ikonenwände (Ikonostas) vor den Altären in den Kirchen wurden aus dem Stein gehauen. Aber auch in die Pyramiden, die zu Tausenden und aber Tausenden in der Landschaft stehen, die so bizarre Formen haben, daß man sie als Persönlichkeiten ansprechen könnte, grub man Kapellen, Räume, Zellen. Wahrscheinlich bevorzugten viele diese Pyramiden-„Wohnungen", denn sie waren luftig im Sommer und warm im Winter, da die Sonne sie von allen Seiten bescheinen konnte. Man schüttete Steinhaufen auf, um die Eingänge verrammeln zu können, wenn räuberische wilde Horden das Gebiet unsicher machten oder wenn – in späteren Zeiten – die Araber aus dem Süden alljährlich herangesprengt kamen, als wollten sie sich eben nur in Erinnerung bringen. Man öffnete allerdings auch die Tore und Türen, schmückte die Hallen der Kirchen und die kleinen Kapellen, wenn die Kaiser aus Byzanz ihre Abgesandten schickten, wenn die Patriarchen ihre Metropoliten aussandten, und welch ein Fest mag es wohl gewesen sein, als der byzantinische Kaiser Nicephoros Phocas, der Held, der Kreta zurückeroberte, der die Araber in blutigen Kämpfen schlug, auf seinem Zuge nach dem Süden hier vorbeikam!

Von der Größe und Herrlichkeit dieses byzantinischen Reiches, das während seines mehr als tausendjährigen Bestandes die christliche Idee und die Grundlagen der abendländischen Kultur über die Stürme der Völkerwanderung und der Hunnen-Einbrüche herübergerettet hat, spricht hier in diesen Tälern um Göreme nahezu jeder Stein. Heute noch, nachdem kein Christ mehr in diesen Gebieten lebt – die letzten zogen fort, als nach dem ersten Weltkrieg der türkisch-griechische Bevölkerungsaustausch durchgeführt wurde – ist die Spur der Vergangenheit noch keineswegs verweht. Als 1924 die letzten Christen die Täler verließen, wollten sie die von ihnen treu gehüteten Reliquien des hl. Mamas mit sich nehmen. Mamas, ein Sohn dieses Gebietes, der zur Zeit Marc Aurels lebte, sein reiches Erbe verließ, um als Einsiedler zu hausen, starb als Märtyrer für seinen Glauben. Die Muselmanen in diesen Tälern hatten „Mamasun-Baba" ebenfalls als Wundertäter anerkannt. Neben der ehemaligen christlichen Kirche erhebt sich die muselmanische Grabtürbe, zu der die muselmanischen Frauen ziehen, um Kindersegen und Gesundheit zu erflehen. Die Muselmanen protestierten, als die Christen die Reliquie in ihre neue Heimat, nach Griechenland, nehmen wollten. Mamasun-Baba ist heute wie ehemals der Heilige der Muselmanen um Göreme und Ürgüp.

Neben dieser noch lebendigen Tradition sind es jedoch vor allem die Kirchen, Kapellen und Klöster, die von den Zeiten des Oströmischen Reiches sprechen. Viele dieser, in die Bergwände gegrabenen Kirchen sind in ihrem Inneren über und über mit Fresken ausgeschmückt. Wie aufschlußreich sind doch in den ältesten unter ihnen jene Ornamente, die zu einer Zeit entstanden, da in Byzanz der Bildersturm alle figürlichen Darstellungen in den Gotteshäusern vernichtete und man daher auf die Ornamentik zurückgriff, um die Feierlichkeit des Ortes dennoch zu unterstreichen. Aber in den großen Kirchen, wie etwa in „Elmali-Kilise" oder in „Karanlik-Kilise", sieht man Bilddarstellungen aus

späteren Jahrzehnten, die an Großartigkeit der Gesamtwirkung kaum ihresgleichen haben. Man soll hier, fern von der ehemaligen Metropole, wo es eine Hagia Sophia mit der herrlichen Goldmosaik-Decke im Narthex oder eine Erlöser-Kirche mit den wunderbarsten byzantinischen Mosaiken gab, nicht Kunstwerke suchen, die entscheidend und beeinflussend in die Entwicklung der byzantinischen Malerei oder Freskotechnik eingegriffen haben. Es handelt sich vielmehr um provinzielle – man könnte vielleicht in manchen Fällen sogar sagen – um bäuerliche Kunst! Mönche haben an diesen Bildern gearbeitet, haben hier Szenen aus dem Neuen Testament als eine Art Volksbibel an die Wände gemalt, haben Apostel und Heilige, Bischöfe und Engel in byzantinischer Starrheit und Steifheit dargestellt, haben Verklärung, haben Ausgießung des Heiligen Geistes gemalt und in die weiten kuppelförmigen Wölbungen über den Häuptern der Gläubigen die strenge Darstellung des Pantokrator mitten in eine mächtige Gloriole eingefügt, als wollte der Weltenherrscher, der segnend auf die Menge herabblickt, gleichzeitig die Strenge des kommenden Gerichtes andeuten. Jahrhundertelang ist an diesen Wandgemälden gearbeitet worden, immer neue wurden hinzugefügt, aber stets blieb die Form erhalten. Die byzantinische Kunst hat hier noch jahrhundertelang nachgewirkt.
Zwischen den Pyramiden leben heute noch Menschen in niedrigen Häusern, werden immer wieder Menschen leben. Es gibt, da keine äußere Gefahr die Menschen zwingt, in den Höhlen der Berghänge zu hausen, kaum mehr einen triftigen Grund, gerade hier sich anzusiedeln. Aber die Tradition ist stärker als sachliche Überlegung. Nichts kann die Menschen aus dieser Gegend vertreiben. Schon gar nicht diese gespensterhaft wirkenden Pyramidenfelder, die in Wahrheit nicht erstarrt sind, sondern wachsen, leben und untergehen unter dem Einfluß von Regen und Schnee, Wind und Sonne.

MIT HALBER STIMME / VON KARL KROLOW

Mit halber Stimme rede ich zu dir:
Wirst du mich hören hinter dem bitteren Kräutergesicht
Des Mondes, der zerfällt?
Unter der himmlischen Schönheit der Luft,
Wenn es Tag wird,
Die Frühe ein rötlicher Fisch ist mit bebender Flosse?

Du bist schön.
Ich sage es den Feldern voll grüner Pastinaken.
Kühl und trocken ist deine Haut.
Ich sage es zwischen den Häuserwürfeln dieser Stadt,
In der ich lebe.
Dein Blick – sanft und sicher wie der eines Vogels.
Ich sage es dem schwingenden Wind.
Dein Nacken – hörst du? – ist aus Luft,
Die wie eine Taube durch die Maschen des blauen Laubes schlüpft.

Du hebst dein Gesicht.
An der Ziegelmauer erscheint es noch einmal als Schatten.
Schön bist du. Du bist schön.
Wasserkühl war dein Schlaf an meiner Seite.
Mit halber Stimme rede ich zu dir.
Und die Nacht zerbricht wie Soda, schwarz und blau.

ZU UNSEREN KUNSTDRUCKTAFELN

Schwäbische Schule: Das Liebespaar. Auf einem Naturteppich von Maiglöckchen, Löwenzahn, Himmelsschlüssel und Hahnenfuß, vor einer Pflanzung noch schmalstämmiger, blühender Obstbäume steht dieses junge Menschenpaar in einer Haltung, als hätten sie ganz persönlich den preziösen Geist ihres spätgotischen Jahrhunderts zu vertreten. Die Vorliebe dieser Epoche für das Zierliche und für erlesenen Schmuck war gewiß tiefer angelegt als in einem äußerlichen Hang zu Luxus und eitler Repräsentation, sonst könnten Perlenkränzlein, Knieband und Rubinschmuck nicht so schlagend übereinstimmen mit der gemalten Blumenzier der Natur und der zierlich-gespreizten Sprache aller Gebärden. Die Hände bilden, rührend künstlich geordnet, eine Krone. Die Füße des Junkers stehen in der Position des Balletts. Die Schnabelschuhe erlauben das heute so viel zitierte „sichere Auftreten" nicht. Vielleicht wohnt dem Ganzen in seiner innigen Verhaltenheit eine gewisse Neigung zur Dekadenz inne. Neben der Anmut des kindlichen, züchtigen Mädchengesichtes steht das herbere männliche, aber seine Versonnenheit zeigt Spuren von Melancholie. Auf den Stirnen beider liegt etwas von der Abschiedswehmut einer ganzen fünfhundertjährigen Epoche: Herbst des Mittelalters. – Das Bild hat, ganz wörtlich genommen, seine Kehrseite. Es entstammt, einem Ulmer Meister zugeschrieben, einer Straßburger Sammlung, aus der es 1932 das Kunstmuseum von Cleveland erworben hat. Im Straßburger Museum aber verblieb die zugehörige abgesägte Rückseite, die das junge Paar in gräßlicher Verwandlung zeigt, als verweste, dennoch aufrechtstehende Leichname, an denen Schlangen, Kröten und Schmeißfliegen Mahlzeit halten – ein in seiner grausen Scheußlichkeit erschütterndes Memento mori. Damit aber ist durch Vergleiche mit ähnlichen Darstellungen der Zeit das eine sichergestellt: Das Bild zeigt nicht ein „Liebespaar", wie es die Kupferstiche des Meisters E. S., des Hausbuchmeisters oder des Israel van Meckenem darstellten – bei aller Verwandtschaft mit diesen. Vielmehr: unsere Dargestellten haben wirklich gelebt. Es sind Porträts. Es ist ein Hochzeitsbild, wie auch der Blütenzweig und die demonstrativ gehaltenen Verlöbnisringe beweisen. Es will Anfang u n d Ende eines langen, gemeinsam gelebten Lebens schildern, und darum enthielt es auf der Rückseite die furchtbare Anspielung auf das Unausbleibliche, die Anrufung des Todes. Und wir sehen, wie sehr diese Epoche dem symbolhaft erfaßten Gedanken der Antithese, des Gegensatzes, lebte. Er tritt harmlos und schmuckhaft auf in der Mode, im zwiefarbenen Tuch des „mi parti" der damaligen Männertracht – und grausig in der Zwiegesichtigkeit der Gesamtkomposition. Lebensvolles Idyll im Vordergrund, Todesangst im Rücken – bald wird die Spannung zum Ausbruch kommen im Gewittersturme der Reformation. (Seite 4)

Wilfried Reckewitz: Paris (pont neuf). Der junge Maler aus Wuppertal hat eine rasche, mitreißende Malweise, die sich in einer an Nolde erinnernden, beinahe trunkenen Freude an der Farbe auslebt. Seine Blätter, meist in Paris und in Südfrankreich entstanden, erscheinen zwar zunächst wie ein lockender Anruf des Fremden, bis man erkennt, daß uns darin gar nicht so sehr Paris oder der Süden ansieht – Paris ist eher grau als farbig –, sondern das impulsive Temperament dieses rheinischen Künstlers selbst. Seine Aquarelle und Siebdrucke strahlen auf den ersten Blick eitel Lebensfreude aus und Überschwang; aber schon der zweite Blick erkennt, wie sicher er im Vortrag, wie gebändigt in der Zeichnung, wie maßvoll er im Einhalten der ihm gesteckten Grenzen bleibt. (Seite 52) *Otto Stelzer*

Dietz Edzard: Paar im Café. Was Edzard in immer neuen Variationen auf seine Bilder bringt, ist die Verliebtheit in die duftigen Halbtöne der Theaterlogen, der Fensterplätze und sonnigen Boulevards, in den Charme einer Malkultur, die bei Degas und Renoir zum erstenmal entzückte. Edzard hatte schon lange Jahre in Paris gelebt, als die Amerikaner ihn während des Krieges in Cherbourg in Gewahrsam nahmen. Hier malte er auf die glatten Preßstoffwände seiner Baracke eine Reihe von Bildern, zärtliche Grüße an den Montparnasse, an seine festliche Heiterkeit wie an seinen Alltag. Bei seiner Entlassung durfte er die sauber herausgesägten Bilder mitnehmen. Sie fanden sehr schnell ihre Freunde, als der Kunstsalon Abels in Köln die Folge – darunter auch das „Paar im Café" – in Deutschland zeigte. Denn

Edzards malerischer Lyrismus, der aus dem Öl die duftigsten Pastellwirkungen herausholt, ist in seiner problemlosen Gegenständlichkeit in Europa genau so beliebt wie in Amerika, wo man ihn besonders gern sieht. (Seite 9) *Götz Moebius*

Bartolomé Estéban Murillo: Am Fenster. Wenn Murillo einmal von der frommen Lieblichkeit seiner biblischen Geschichten und Heiligenbilder, die man ihm wieder und wieder in Auftrag gab, ein wenig ausruhen wollte, schlenderte er durch die Straßen Sevillas und sammelte Augennotizen für seine Bilderzählungen aus dem andalusischen Alltag. Velázquez war der repräsentative Maler Spaniens, dessen Größe mit den Jahrhunderten wuchs. Murillo blieb der Mann des Volkes, der selbst den einfachsten Bürgern und Landleuten jene geliebten Bilder schlichter und schöner Frömmigkeit schenkte, mit denen sich auch auf Erden leben ließ. Er gab seiner Zeit die innige Schau des Glaubens, die ohne Umschweife in den seligen Gefühlsgrund hinabreicht, aus dem die Freuden der himmlischen Verheißungen um so leichter heraufsteigen. Es ist eine Apotheose der schönen Welt und der himmlischen Sehnsucht, in der selbst das Dunkel, soweit es sichtbar wird, von der Wärme und dem allbelebenden Licht der andalusischen Sonne erfüllt ist. Auch dieses Bild lebt ganz vom sinnenfrohen Vordergrund der beiden Frauengestalten. Dahinter schweigt, ohne Ahnung und Tiefe – auch wenn ihm die Hälfte des Bildraumes gehört – eine warme, wesenlose Dämmerung, nichts als groß ausgespielter Kontrast zu der sonnengoldenen Haut des Mädchens. Murillo war ein etwas trockener Porträtist, und auch sein Erfindungsreichtum war nicht übermäßig groß. So nahm er auch die Bilder seiner Straßenstudien, wie sie sich ihm boten. Ein leicht gerafftes Tuch, ein bißchen glühendes Rot ist ihm hier bereits Aufwand genug, und selbst die Armhaltung der beiden Frauen ist ein Thema ohne Variation. Aber auch ohne Überlegung? Neben den etwas saftlosen Gliedern, die von der tristen Fläche des Fensterladens ins Bild hineinfühlen, nimmt sich die Gesundheit der jungen Schönen nur noch reizender aus. Hier ist die in den Heiligenbildern oft so gefühlsselig verklärte Grazie auf der Erde geblieben, und dieses Bild genügt, um Murillos Ruhm zu verstehen, den er in seiner Zeit und später vor allem bei den Franzosen des 18. Jh. genoß. (Seite 15) *Hermann Boekhoff*

Lyonel Feininger: Die Abreise. Der 84jährige Maler lebt heute in New York. Dort hat er als Sohn deutscher Eltern auch seine Kindheit verbracht. Der musikalisch begabte Knabe – der Vater war Geiger, die Mutter Sängerin – trat schon mit zwölf Jahren öffentlich als Geiger auf und kam mit sechzehn Jahren nach Hamburg, um Musik zu studieren. Doch entschloß er sich, wie einige Jahre später auch Paul Klee, die Geige mit der Palette zu vertauschen. Immer aber blieben beide Maler passionierte Liebhaber der Musik. Ja, Feininger hat mehrere Orgelfugen komponiert, die in Deutschland und in der Schweiz aufgeführt wurden. Als Maler wurde der junge Feininger durch Zeichnungen und Karikaturen bekannt, die im „Simplizissimus" und ausländischen Magazinen erschienen. Während eines Pariser Aufenthaltes (1911) bestimmte seine künstlerische Entwicklung die Begegnung mit dem Kubismus, durch den die herkömmliche Bildform von Grund auf verändert wurde. Nicht mehr auf die Niederschrift des unmittelbaren Natureindrucks kam es an; die Gegenstände wurden in „Kuben" zerlegt und diese zu einem neuen Organismus zusammengesetzt. Das Bild wurde einer strengen, fast mathematischen Ordnung unterworfen. Aus diesem Bilddenken hat Feininger einen eigenen kristallhaften Stil deutsch-romantischer Prägung entwickelt. Als das Bauhaus 1919 in Weimar gegründet wurde, berief Walter Gropius Feininger als Lehrer. Als das Bauhaus 1936 aufgelöst wurde und Feininger eine freie künstlerische Arbeit nicht mehr möglich erschien, kehrte der Maler nach New York zurück.
An zwei Hauptmotiven hat Feininger seinen Stil zu verwirklichen gesucht: an Städtebildern mit engen Gassen, hohen spitzgiebeligen Häusern mit scharfen Umrissen und klar gewinkelten Flächen. Und immer wieder inspiriert ihn das Meer mit Booten und Dampfern. Auch die hier wiedergegebene „Abreise" spielt am Meer. Der kahle Strand ist aus dunkel- und hellbraunen, fast geometrischen Formen zusammengesetzt. Die Fläche des Meeres fügt sich aus kühlen, blauen und grünen Farbteilen wie zu einem Glasbild aus Dreiecken und Vierecken, und auch der Himmel ist in diese strenge Komposition eingefügt. Die beiden Menschen, die auf das Boot zugehen, ähneln Figurinen auf der Bühne, so sehr sind sie Teil des Ganzen. Und aus aller Strenge und Kühle klingt dennoch romantisches Gefühl, das an C. D. Friedrichs Meerbilder erinnert. Ein Gefühl, das Sehnsucht nach Grenzenlosem mit kristallhafter, prismatischer Exaktheit verbindet. Und der Maler selber schrieb: „Uns Erdenkindern schwebt unsere Heimat meist irgendwo in der Ferne." (Seite 65) *Fritz Nemitz*

1. Gartenzelt; Hersteller: Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk A.G., München

MÖBEL FÜR DEN GARTEN

Von Walter Ratzeburg

Die Steinwüsten unserer Städte, das schnelle Tempo des Verkehrs und die Hast des beruflichen Lebens haben eine Reaktion in uns ausgelöst. Auf der Suche nach einer gesunden Entspannung, nach Ruhe, Luft und Sonne für die wenigen Stunden des Tages, die uns noch bleiben, entdeckten und eroberten wir uns den Garten, der einst, repräsentativ gestaltet, den schmückenden Rahmen für ein wohlbestelltes Haus zu bilden hatte. So sind in den letzten Jahren viele unserer Gärten bereits zur Sommerwohnung geworden. Wohlabgezirkelte Wege und Rabatten sind einer lockeren, ungezwungenen Gestaltung des Gartens gewichen. Begünstigt durch neue Möglichkeiten im Bauen, durch versenkbare großflächige Fenster weitet sich oft der Wohnraum über eine Wohnterrasse in den Garten hinein.

Größere, gedeckte Sitzplätze für den Tagesaufenthalt, mit bruchrauhen Steinplatten belegt, Flächen für das Spielen der Kinder werden eingeplant, für die kühlen Sommerabende ein überdeckter Raum mit offenem Kamin gebaut und oft, soweit es der Platz und die Mittel zulassen, unter schützenden Bäumen Planschbecken oder Schwimmbassins geschaffen. Wir ziehen, sobald es die kurze Hochsommerzeit in diesen Breitengraden erlaubt, in unsere Sommerwohnung ein, in den Garten.

Gleichzeitig entwickelten Architekten auch das Mobiliar für das Wohnen im Garten, mobilis – beweglich – sollte es sein, und so verschwanden die schweren Bänke aus Stein, aus weißem

2. Gartenschaukel; Hersteller: Vereinigte Werkstätten

Holz oder knorrigen Ästen, die Lauben und Gartenhäuschen. Vielleicht beeinflußt durch die Franzosen, fanden sich graziöse Eisenmöbel ein, Stühle, Sessel, Tische und Bänke. Sie sind luftige Requisiten und ordnen sich in ihrer Zartheit dem Bilde des Gartens ein. Mit Plastic-Kissen belegt, vertragen sie Regen und Sonne. Die Tische haben Rohglasplatten oder sind mit anderen abwaschbaren Materialien ausgestattet. Die Sitzbequemlichkeit der Stühle, Sessel oder Bänke wird durch lose, bunte Kissen ebenso wie durch Geflecht aus unempfindlichem Plasticmaterial erreicht, das sich der Körperform bequem anpaßt. Als Neuheit stellt sich das Gartenzelt vor (Abb. 1), kreisförmig oder oval, mit Vorhängen, die sich rundherum ziehen lassen und dadurch gegen zu stark strahlende Sonne, gegen Sicht oder Wind Schutz geben. Es bietet für eine Sitzgruppe von vier bis fünf Stühlen Platz. Da es in seine Bestandteile leicht zu zerlegen ist, kann es im Auto zum verlängerten Wochenende oder in die Ferien mitgenommen werden.

Auch die Gartenschaukel erfreut sich zunehmender Beliebtheit (Abb. 2 u. 5), ebenso die vielen anderen Sitz- und Liegemöbel, Sonnenroste, fahrbaren offenen Liegen mit und ohne Verdeck. Der Gartenstuhl, der sich durch einen leichten Ruck nach hinten in eine Liege mit hochgestellter Fußlehne verwandelt, hat sich gleichfalls durchgesetzt (Abb. 6). Und die

3. Gartenmöbel und Windlicht aus den Vereinigten Werkstätten

4. Stühle und Tisch aus der Serie »Dachgarten« der Bremshey G. m. b. H. für Stahlrohrmöbel, Solingen-Ohligs

5. Gartenschaukel aus Bambusrohr (Erich Seefeld, Berlin)

grazilen Eisenmöbel (Abb. 3 u. 4) brauchen, wenn der Herbst kommt, keinen Winterschlaf anzutreten. Sie sind auch für das Eßzimmer und für den Wintergarten geeignet.

Das Wohnen im Garten hat darüber hinaus eine große Zahl anderer reizvoller Dinge entstehen lassen. Dazu gehören gut fahrbare Servierwagen und tragbare Tischchen, Windlichter und Laternen in vielfältigen Formen, Plasticdecken für die Tische, Gartengeschirr aus Porzellan oder Keramik, Gläser aus Italien in leuchtenden Farben für Erfrischungen, Flaschenträger und bunte Tabletts in gelochtem Blech vervollständigen das Inventar unserer Sommerresidenz. Sonnenschirme sind heute lebhafter in den Farben; neu ist die einem Segel ähnliche verstellbare Stoffwand, die dem gleichen Zwecke dient.

So wetteifern Architekten und Industrie miteinander, den Garten des Großstadtmenschen zu einer Stätte der so dringend nötigen Erholung und Entspannung zu machen.

6. Liege der Drabert-Werke, Berlin

DER ZEITUNGSTRÄUMER

Erzählung von Rolf Reissmann

Um acht Uhr früh, die Sonne steht schon heiß über dem glitzernden Meer und der weißen Stadt Santa Cruz, kommt Don Emilio auf den Bauplatz. Er ist ein kleines altes Männchen mit stechenden Augen, einem eisgrauen Spitzbart und einem sauberen schwarzen Anzug. Er sieht sich wie ein Feldherr um, marschiert auf einen Stein zu und entfaltet eine Zeitung.
Es ist, als hätten alle nur auf Don Emilio gewartet. Kelle und Schaufel bleiben liegen, die Arbeiter klettern von ihren Gerüsten und stellen sich, verlegen grinsend, um den Alten.

„Die Hündinnen!" kommandiert Emilio. – Nun muß man wissen, daß auf den spanischen Kupfermünzen, die seit hundert Jahren unentwegt umlaufen, ein Löwe zu sehen ist. Aber weder in Cadiz noch in Sevilla noch hier auf den Kanarischen Inseln hat man je einen lebendigen Löwen gesehen, und darum halten die Leute das Wappentier für eine Hündin. Zehn Centimos sind eine große Hündin, fünf Centimos eine kleine.
Achtzehn kleine Hündinnen liegen jetzt neben Emilio auf dem Stein. Er zählt ab: neunzehn Mann stehen um ihn herum, der neunzehnte ist der Bengel Andres, der ihm die Hündin einmal in den Hut warf wie einem Bettler, und seither braucht Andres nichts mehr zu bezahlen, er ist Luft.
Und nun beginnt Don Emilio den andern achtzehn die Zeitung vorzulesen, denn lesen können sie alle miteinander so wenig wie der Bengel Andres.

„Sie meinen, es sei leicht, einfach die Zeitung vorzulesen?" hat mir Don Emilio einmal vor Jahren geantwortet. „Ach, Señor, es ist sehr schwer. Es ist wie mit dem Torero – man muß seinen Ruf haben, Señor, und bis man ihn hat, das kostet saure Jahre. Steine haben sie nach mir geworfen, die Zeitung zerfetzt, den Hut zerrissen. Dabei kann ich doch nichts dafür, daß die Hähne von Tenerife niemals siegen. Und um die kleinen Hündinnen haben sie sich drücken wollen. Die Hinteren haben sich versteckt, damit ich sie nicht sähe. Man muß sehr klug sein als Vorleser, sehr klug. Ich muß mit dem Sport anfangen, und wenn Ziehung ist natürlich mit der Lotterie. Und dann Gerichtssaal, Nachrichten aus der Stadt, Todesanzeigen, und wo's billige Sachen gibt. Und dann erst Politik und Krieg und Parteien, hol's der Kuckuck, da laufen sie mir schon davon. Und man muß genau wissen, wieviel. Zwei Sätze zu lang, und die Bande wird ungeduldig. Dann muß man schnell was anderes erzählen. Ich habe mal gelesen, wie schwer es ist, einen Zirkus zu machen, so, daß die Leute sich nicht langweilen. Wenn ich meinen guten Ruf behalten will, gegen den Miguel, den grünen Jungen, der mir jetzt überall zwischen die Beine läuft, dann muß ich richtigen Zirkus machen. Solange der Miguel noch Politik vorliest, wird er nie ein beliebter Vorleser werden."

Um halb zwölf, das Meer flimmert, und die Sonne gießt Kübel von Hitze in die Straßen, sitzt Don Emilio in seiner Kneipe. Dreiundfünfzig kleine Hündinnen klimpern in seiner Tasche. Er ist noch im Steinbruch gewesen, und nachher in der Zigarettenfabrik; im Steinbruch hat er die Politik ganz weggelassen und dafür alles gelesen, was über den Boxsport dastand, ja noch ein bißchen mehr, weil der Sportteil heute wieder mal sehr mager war. In der Zigarettenfabrik aber hat er mit der rührenden Geschichte von der Schönheitskönigin, die so viel Heiratsanträge bekam, daß sie gar nicht mehr wußte wohin und schließlich meinte, eigentlich habe sie ins Kloster gewollt, großen, ja unerwarteten Erfolg gehabt. Sechsundzwanzigeinhalb Glas Wein könnte Don Emilio für seine Hündinnen haben, wenn er wollte, aber er nimmt nur zwei. Pünktlich um zwölf marschiert er zu Don Fernando Garcia Perez.

Früher war Don Fernando Chirurg und hat den Leuten mit Inbrunst Arme und Beine abgeschnitten, kranke und gesunde. Heute ist er zwar immer noch ein Bulle, aber Gott hat ihn mit einem Augenleiden bestraft, und deshalb muß Don Emilio ihm die Zeitung vorlesen. Dafür ist Emilio jeden Mittag zu Tisch geladen, auch am Montag, wo es keine Zeitungen gibt. Don Fernando hält sich sogar eine Madrider Zeitung und einige Fachzeitschriften. Die Kenntnis der Madrider Zeitung ist für Emilio von unschätzbarem Wert, denn damit schlägt er die ganze provinzielle Konkurrenz.

Voll mit Madrider Wissen, stürzt sich Emilio um halb drei wieder in das Gewühl der nachmittäglichen Straße. Um drei ist er in der großen Bananenpackerei oben am Berg; um vier bei den Hafenarbeitern am Quai, denen er die Schiffahrtsberichte vorlesen muß. Wenn das Meer am Abend zu blauen beginnt und alle Dinge die brennende Farbe des verlöschenden Tages annehmen, ist Emilio im Krankenhaus und im Altersheim und liest den armen Leutchen die rührende Geschichte von dem schönen Mädchen und seinen Heiratsanträgen vor. Hier bekommt er keine Hündinnen, aber wenn er einmal ganz alt und sehr krank wird, ist ihm, nach zwanzig Jahren täglichen Erscheinens, ein Bettchen und ein Süppchen sicher. Um die Vesper eilt Emilio weiter, seine Zeitung ist schon fast unleserlich vor Schweiß und Knittern, er hat noch draußen in der Vorstadt einen Arbeiterklub, der einiges hören will, und dann seine Nachbarn in der Barbierstube, aber dann ist es aus. Er hat seine hundert, hundertzwanzig Hündinnen zusammen. Die Sonne geht unter, und den Abend über sitzt das eisgraue Männchen in den diversen Cafés und Kneipen, spricht mit dem Herrn Hafenvorsteher über Frankreich, das Land seiner Träume, und mit dem Apotheker über die Leute, die bald sterben werden. Sind sie dann tot, so kann er aus der Zeitung ihre ganze Krankheitsgeschichte vorlesen, die dort gar nicht steht.

Gerade als Emilio sechzig Jahre alt wurde, im März 1948, eröffnete ihm Don Fernando, er habe vor, eine Reise nach Europa zu machen, vornehmlich nach Paris, um seines Leidens wegen einige Autoritäten aufzusuchen, und Emilio solle ihn begleiten.
An diesem Abend saß Emilio in einer Kneipe, in der man ihn nicht kannte, und Tränen der Freude rannen ihm in seinen eisgrauen Bart. Nie hatte er zu hoffen gewagt, die Insel verlassen zu können, an einem richtigen Festland anzulegen, schöne Frauen zu sehen, Wolkenkratzer, vielleicht sogar Schnee! Was mußte Don Fernando für ein reicher Mann sein! Neunzigtausend kleine Hündinnen kostete die Reise für Emilio allein, hatte Don Fernando gebührend in den Vordergrund gerückt. Neunzigtausend Hündinnen! Emilio schauderte. Er versuchte, sich die Hündinnen in einer Reihe vorzustellen oder in Häufchen zu zehn. Sie reichten gewiß bis zum Nachbarort. Fünfundvierzigtausend Gläser Wein! Er baute sie im Geist nebeneinander auf. Aber bei der Heiligen Jungfrau, Paris, Rom und vielleicht Hamburg waren fünfundvierzigtausend Gläser wert.
Als Emilio, in einem neuen Anzug, den Fernando ihm hatte machen lassen, sich im Hospital verabschiedete, wurden aller Augen feucht: niemand hatte die Hoffnung, Emilio würde von einer so großen Reise wiederkommen. Aber siehe da, nach fünf Monaten war er zurück. Er war nicht enttäuscht, wie wir gefürchtet hatten, im Gegenteil, er war berauscht. Acht Tage lang brauchte niemand Hündinnen zu geben, dafür wurde von den Wundern Roms und Amsterdams erzählt. Emilio nahm seinem Konkurrenten Miguel spielend das Geschäft wieder aus der Hand.
Niemandem fiel es zunächst auf, daß plötzlich erstaunlich viele Nachrichten über Paris und Rom in dem Blättchen standen. Zwar vernachlässigte Emilio die heimischen Hahnenkämpfe nicht, aber es war keine Frage, daß seit Emilios Rückkehr die Zeitung immer farbiger und interessanter geworden war. Da gab es plötzlich eine aufregende Schilderung, wie zwei Schiffe im Nebel beinahe zusammengestoßen wären, es gab eine geradezu sadistisch zu nennende Darstellung einer Augenoperation in einem Saal mit tausend blitzenden Instrumenten. Kilometerlange Ruinenstraßen, schaurig verlassen; Schwärme von Flugzeugen, die in der Luft Figuren bildeten; bewohnte Keller, in denen das Wasser stand; und dann die Kuppel von Sankt Peter mit tausend Engeln. Und daß die Eisenbahnen zu einer festgesetzten Zeit durch ganze Berge fahren – aber das war nicht so bedeutsam wie der Bericht, daß in das gleiche Abteil, in dem ein sechzigjähriger Herr saß, drei junge Mädchen eindrangen, sich hinsetzten und ihn unbefangen betrachteten, statt die Blicke zu senken. Das mußte Emilio am nächsten Tage noch einmal vorlesen; er hatte Leute zu Zuhörern, die sonst an ihm vorbeigegangen waren; seine Tasche war schwer von Hündinnen, und darum war über Nacht die Sache noch viel spannender geworden, denn heute folgten die blonden Señoritas dem Sechzigjährigen sogar in den Speisewagen und sprachen ihn an.
Aber man begann zu munkeln. Es gab Leute, die die Sache mit den Schiffen nicht in der Zeitung gefunden hatten, obwohl sie gut lesen konnten. Ja, Miguel, der Konkurrent, ging herum und behauptete, die Geschichte mit den Blondinen habe nie und nimmer in der Zeitung gestanden, und was Emilio triebe, sei reine Mogelei, und er hätte es ja schon immer gesagt. Nun, aber konnte man wissen, ob nicht in Don Emilios Exemplar besonders schöne

Sachen standen und ob man dem Miguel auf der Expedition nicht ein schlechteres Exemplar gab? Hatte man nicht beobachtet, daß Don Emilio mindestens zehnmal schon die Treppe zum Arbeitszimmer des Redakteurs hinaufgestiegen war?
Don Emilio merkte nicht, was gegen ihn in Vorbereitung war. Er schwebte traumhaft zwischen Rom und Paris, sah Züge feierlicher Nonnen über Trümmerhügel in den Kölner Dom schreiten, sah einen ganz sanften Fluß sich durch eine wasserreiche grüne Landschaft winden und geisterhafte Züge durch die Nacht fahren mit Leuten, die überhaupt nicht schlafen gingen. Er roch den Höhenrauch der Heide, den er geschmeckt hatte, den Ruß der Lokomotiven und das Parfüm der Damen von Moulin Rouge. Er schritt über den Kai wie ein Trunkener, und am Ende der Mole warteten seine Leute, fünfundvierzig, das waren fünfundvierzig Hündinnen.
Die Hündinnen wanderten nur zögernd auf den Stein. Die Leute hatten schlechte Laune, das merkte man gleich. Sie unterhielten sich laut mit den Fischern, außerdem war Mittwoch und das Blatt wieder einmal besonders dünn. Viel gab es nicht zu lesen. Aber gestern abend war ihm eine schöne Geschichte eingefallen.
Die Geschichte von der Gräfin in dem großen Hotel, die mit ihren Kindern in einer Kabine, die aufwärts- und abwärtsfahren konnte, bei einem Luftangriff des letzten Krieges steckenblieb. Sie schrie, und niemand hörte sie, ihr fiel ein, daß der Strick demnächst reißen und sie dann mit ihren Kindern . . .
„Wo steht denn das?" rief eine rohe Stimme.
„. . . mit ihren Kindern in die Tiefe stürzen müsse. Die Kabine würde sich tief in die Erde bohren, und kein Priester . . ."
„Das steht ja nirgends!" rief die Stimme.
„St, st", riefen einige, denn sie wollten das Ende der Geschichte hören. Aber der negerhaarige Mann, den niemand kannte, drängte sich durch und stand zornbebend vor Emilio, ein Blatt des ‚Diario' in der Hand. „Sie schwindeln, Caballero", sagte er verächtlich. „Zeigen Sie mir, wo das steht!"
Don Emilio klappte dreimal mit dem Mund. Sein zitternder Finger hob sich und senkte sich wieder. Seine Augen waren ganz weit weg. Ja, wo stand denn das? Wo stand es denn wirklich? Er sah den fremden Mann mit erschrockenen Augen an. Ein Gewicht fiel auf sein Herz, der Atem blieb ihm weg, das flimmernde Meer stach furchtbar in seine Augen, er griff in die Tasche nach seinen Hündinnen, Gott sei Dank, sie waren noch da, als könnten sie ihn retten.
„Hm", machte er bloß. Der fürchterliche Mann war wie ein Gebirge. Emilio senkte den Kopf. Die Hände krampften sich um das zerknitterte Zeitungsblatt.
Wie aus dem Boden gewachsen, stand plötzlich Miguel unter den verlegenen Leuten. „Miguel", sagte der Negerhaarige und wies auf die Zeitung, „steht hier was von einer Kabine, die in den Häusern von unten nach oben fährt?"
Miguel tat, als ob er suche. Plötzlich waren noch mehr Leute da, die alle lesen konnten. „Nirgends steht das, nirgends. So etwas gibt's ja gar nicht. Dafür steckt er die vielen Hündinnen ein!"
Don Emilio mußte sich setzen. Er sah nicht auf, er hörte nichts mehr, eine Träne klatschte auf das Blatt, auf das liebe bedruckte Papier. Als er aufsah, war er allein.

Das ist nun mehr als zwei Jahre her, ich war fort und komme zurück auf die Insel. Als ich nach Emilio frage, zucken die Leute die Achseln. Aber als ich dieser Tage in den Bergen herumklettere und um eine Felsnase biege . . .
Auf einem Stein sitzt, wie in alter Zeit, Don Emilio und hält ein zerknittertes Zeitungsblatt in den Händen. Neben sich hat er drei kleine Hündinnen gelegt und um sich herum, auf dem sauber gekehrten Vorplatz seiner Höhlenwohnung, Hühnerfutter gestreut. Wohl fünfzig Hühner und ein Dutzend Tauben picken es auf. Don Emilio aber liest mit lauter, singender skandierender Stimme: „London, den dreiundzwanzigsten. Heute nachmittag stieß das große Schiff ‚Monte Mercedes' auf ein unsichtbares Riff. Die ‚Monte Mercedes', müßt ihr wissen . . ." Und Don Emilio sieht von seinem Zeitungsblatt auf und formt mit der Hand ein großes Schiff. Die Hühner picken. Die Sonne brennt. In der Ferne glitzert das Meer. Emilio faltet die Zeitung, steckt sie in seinen schwarzen Rock, sammelt die Hündinnen auf, sagt: „Auf morgen, Caballeros, ich danke Ihnen!" und zieht den Hut. Dann geht er langsam, gebückt und etwas zitternd in seine Höhle hinein.

KEIN ORT DES MENSCHEN

VON RUDOLF HAGELSTANGE

Alles, was man zum ersten Male sieht, ist anders, als man es sich vorgestellt hat. Unsere knabenhaften Vorstellungen von der Wüste, durch mancherlei Lektüre genährt, waren romantisch durchtränkt. Weil es in der Wüste kein Wasser gab, bewässerten wir sie sozusagen mit unserer Phantasie. Wüste – das war etwas Heroisches, wie „Krieg" etwa: Araberhengste, wehende Burnusse, das Glutauge der Sonne, Sanddünen, Kamelgerippe, Oasen mit Palmen, Blutrache, kühne Streifzüge und Überfälle – wie zur Ritterzeit. Wüste – das war für uns Europäer die Sahara. Ein Sandmeer mit wunderbaren Küsten am Rande. Zweifellos monoton. Aber großartig in seiner Monotonie.

Vielleicht ist etwas Zutreffendes daran. Aber Wüste gibt es nicht nur im nördlichen Afrika. Australien besteht zu mehr als der Hälfte aus Wüste. Asien hat riesige Wüsten, vor allem um die großen Gebirgsgürtel Mittelasiens; Arabien. Patagonien ist Wüstenland, die Kalaharisteppe in Südafrika. Und schließlich auch die nordamerikanischen Wüsten, vor allem die Kaliforniens und Arizonas.

Beinahe ein Fünftel des Festlandes der Erde ist Wüste. Aber wie Wald nicht gleich Wald ist, ist Wüste wohl nicht gleich Wüste. Eines jedoch dürfte sie überall gemeinsam haben: daß sie keine Schaubühne für romantisches Heldentum ist, keine Dekoration, keine Phantasielandschaft. Nur die Summe ihrer Übertreibungen ist großartig. Ihre Einzelheiten sind brutal, trostlos, abstoßend, manchmal grotesk. Wüste ist nervtötend, langweilig, peinigend. Wüste ist nicht etwas, das man besucht, sondern durchquert – wie einen Tunnel: Gott sei Dank! Wenn er zu Ende ist, wird es wieder hell...

Ich war schon ein gutes Stück durch die Wüste gefahren (freilich in den großen, wie eine Konservenbüchse verschlossenen Pullman-Wagen der Santa-Fé-Linie), als der Freund in Berkeley, der Universitätsstadt an der Bay von San Franzisko, mich mit der Ankündigung überraschte: Wir fahren in die Wüste! Der Gute hatte zwei Wochen Urlaub, besaß ein reizendes Häuschen mit kleinem Garten, lebte in einer der schönsten Landschaften Kaliforniens und wollte in die Wüste.

Mein Entzücken war wohl maßvoll, denn er steigerte sofort: Die Wüste blüht jetzt! Das hatte ich gehört, daß es auch in der Wüste blühen sollte. Warum nicht. Es gibt da eine Andeutung von Vegetation; die muß einmal auch Blüten ansetzen. Aber: die Wüste blüht – das schien mir übertrieben.

Es stellte sich heraus, daß wir die Wüste durchqueren mußten, um nach Whiteriver zu gelangen, einem kleinen Städtchen in der Reservation der Apachen, zwischen Winslow und Phoenix etwa. Dort lebte ein uns bekannter Arzt in zweijähriger „Verbannung", weil er, ein überzeugter Quäker, den Dienst in der Army verweigert hatte.

Ich argwöhne, daß nur Europäer, Fotografen und Filmoperateure in die Wüste fahren. Alle anderen fahren durch. Auch wir taten dies. Aber der alte Ford nahm uns die Entscheidungen über Geschwindigkeit und Dauer der Rastzeiten ab. So fuhren wir – das waren: der Freund, seine Frau, beider zwölfjähriger Sohn und ich – durch und in die Wüste. Kein alltäglicher Fall.

Wir starteten an einem Freitagmorgen im April. Mittags tankten wir zum erstenmal, rollten hundert Yards an, blieben dann stehen und anschließend drei Stunden im Schatten einer Bretterbude liegen, soweit uns nicht die Ungeduld herumtrieb. Derweilen wurde eine neue Ölpumpe eingebaut. Dann ging es weiter nach Bakersfield und dann – statt südwestlich nach Los Angeles – südöstlich in die Mogave Desert. Ehe sie begann, mußten die Ausläufer der Sierra Nevada genommen werden, Bergland, teilweise noch leicht begrünt, aber doch so spärlich, daß Siedlungen wohl nicht lohnten. Ich sah romantische Eckchen und fand es schön. Der Wagen nahm sonder Eile und Murren alle Steigungen. Später ging es dann sacht bergab: hinein in die Wüste.

Ich brauchte eine Weile, um zu begreifen, daß diese Häufung von Uninteressantheit die Wüste war. Ein Land der Leere, hin und wieder durchsaust von einem uns überholenden oder begegnenden Wagen, das die anbrechende Dunkelheit schließlich gütig zudeckte.

Riesen-Yucca-Palmen im Big Bend National Park in Texas (Yucca carnersano)

Die Yucca brevifolia findet sich in allen Wüstengebieten zwischen Süd-Kalifornien und Süd-Utah

Riesen-Kakteen (Cereus giganteus), die größte aller Kakteen-Arten in Arizona

Zu Füßen der Riesen-Kakteen entfalten im Frühling die Opuntien ihre gelben und roten Blüten

Das Tagesziel – Barstrow hieß die Stadt – wurde spät erreicht. Wir bezogen ein Motel, die praktische amerikanische Form des Hotels für Motorisierte, gingen essen und bald schlafen.
Anderntags Aufbruch mit Zahnweh des Jungen. Die Wüste wuchs. Die Temperatur stieg. Der Motor ächzte. Der Kühler kochte. Plötzlich eine schmutzig-trübe Dusche gegen die Windschutzscheibe: der Kühler war leergekocht. Es war gegen zehn Uhr vormittags, in der Wüste. Ein entgegenkommender Wagen hielt an und überließ uns den Inhalt seines Wasserbeutels. (Jeder Wagen, der die Wüste durchquert, hat hinten an der Stoßstange so ein Wassersäckchen hängen.) Angstschweißtriefend, immer wieder stoppend, schafften wir es schließlich bis zur nächsten Raststelle.
Solche Oasen technischer Art – andere gibt es nicht – sind alle einander ungefähr gleich: eine Tankstelle, eine kleine Reparaturwerkstatt, eine kleine Bar, in der man beliebig trinken und mäßig essen kann; im Aussehn durchaus „wildwestlich". Der Kühler wurde ausgebaut, zur nächsten Stadt gefahren, gereinigt, gestrichen, zurückgebracht, wieder eingebaut. Die Pause währte von elf bis achtzehn Uhr. Der Schaden belief sich auf 37,50 Dollar (rund 150 Mark).
Wir hatten Zeit, die Wüste zu inspizieren. Steine, Gestrüpp, einige nicht blühende Kakteen, weggeworfene Konservenbüchsen, meist leere Bierdosen. Viele leere Bierdosen, die überall die Wüsten-Highways säumen, weggeworfen von den Drivern der großen Fernlastzüge. Ich sah etwas, das eine Ratte sein konnte. Sonst schien die Wüste tot. Wäre die Rast freiwillig gewesen, wäre man vielleicht dankbarer gewesen. So waren wir Gefangene. Manchmal warfen wir um die Wette nach einer Konservenbüchse. Dann schrieb ich einen Brief. Dann füllte ich den automatischen Plattenspieler mit Zehn-Cents-Stückchen. Niemand sagte: Genießen wir die Wüste. Sie schien ungenießbar.
Wir kamen bis Needles, das am Colorado-River liegt: Dreihundertfünfundsechzig Tage im Jahre scheint dort die Sonne. Ein Backofen noch um neun Uhr abends. Aber ein tolles Nest. Unser Motel gehörte Chinesen. Farbige standen in den Straßen herum. Aber das interessanteste Element schienen die Mischlinge. Viel mexikanisches und indianisches Blut. Unvergeßlich ein angejahrter, dunkelhäutiger, dickbäuchiger Mexikaner, leicht angetrunken, der eine betrunkene Weiße umarmte und küßte, was der nicht minder trunkene Gatte duldete. Dann löste sich das Paar von dem Liebhaber. Der trollte langsam nach, gefolgt von einer rundlichen und ältlichen Mexikanerin, offenbar seiner Ehehälfte, die wie einen lebendigen Vorwurf ein vier- oder fünfjähriges Kind mitzog. Wir sahen die einzelnen Trupps etliche Male in anderen Straßen wieder. Es mutete an wie ein groteskes Gesellschaftsspiel. Keiner der Beteiligten randalierte oder keifte.
Obwohl der nächste Tag ein Sonntag war, wollten wir um sechs Uhr aufbrechen, um den Verlust des Vortages wettzumachen. Aber unter dem Wagen stand eine Pfütze: der Kühler war leer. Auf die Depression folgte ein ausgedehntes Frühstück, und darauf glückte es, in eine zufällig und kurzfristig offene Reparaturwerkstätte einzudringen. Der Monteur kippte eine Gummilösung in den Kühler, und wir fuhren entschlossen los. Wir rasteten mittags kurz in einem Nest, das Seligman hieß, und waren abends in Winslow, knapp zweihundert Meilen vorm Ziel. Dazwischen lagen acht Stunden des Bangens, zumal wir am Nachmittag in die Nähe des Grand Canyons kamen. Wir tuckerten schrecklich langsam die Steigungen hoch. An ebenen Stellen hielten wir manchmal, gönnten dem Motor eine Pause, kühlten den Kühler mit angefeuchteten Tüchern, kippten Wasser nach aus dem Wassersack, mit dem wir uns inzwischen versehen hatten. Kein lahmendes Maultier hat sich je solch rührender Fürsorge erfreut wie dieser alte Ford. Wir flehten ihn an, beteten ihn an, lobten ihn, lasen ihm jede Erschöpfung von einer bestimmten Nadel ab. Er bekam kalten Tee, Sauerbrunnen ... Ein funktionierendes Auto ist ein Gott in der Wüste. Das unsere benahm sich wie eine Sphinx.
In einer Stadt, achtzig Meilen vor dem Ziel, wurden wir am nächsten Tag von den uns entgegenkommenden Bekannten empfangen und erleichtert. Der Junge mit seiner Mutter stieg in den großen Ranch-Wagen der Gastgeber, und der Freund fuhr mit mir nach. Bald kamen die Wälder des Apachen-Gebiets. Kleine Flecken mit reizenden Namen – eins hieß Schneeflocke – durchfuhren wir. Es ging langsam bergab, immer durch herrlichen Wald. Wir sangen. Wir lachten Tränen über jenen Mann, der einen gebrauchten Wagen gekauft hatte und nach einer Woche des Verdrusses wieder zum Verkäufer kommt und sagt: Please, tell me again your sales talk. I'm so discouraged. (Bitte, wiederholen

Aufnahmen von Josef Muench, Santa Barbara / Kalifornien

Sie mir noch einmal Ihren Verkaufsschwatz. Ich bin so verzweifelt.) Wir waren so vergnügt, daß wir die Abzweigung überfuhren und auf schlechter Nebenstraße, in zunehmender Dunkelheit, vorbei an Indianerzelten, einsam reitenden Gestalten, erst spät abends in Whiteriver ankamen. Wir waren selig wie beschenkte Kinder. Und dies alles, weil wir die Wüste hinter uns hatten. – Wir blieben vier Tage, die zunehmend überschattet wurden von der Unumgänglichkeit, die Wüste noch einmal zu durchqueren. Ein neu eingebauter Kühler erleichterte den Rückweg. Ostersonntag, am Nachmittag, waren wir wieder in Berkeley. Es war wirklich ein Auferstehungstag.

Trotz alledem: wenn es gelungen sein sollte, durch diese gewiß subjektive Andeutung einiger beschwerlicher, an den Nerven zerrender Reisetage durch die Wüste die romantische Illusion zu zerstören, die der phantasievolle Nichtkenner seit je mit sich herumschleppt, dann wäre es zu verantworten, auch ein wenig vom Reiz, von der „Schönheit" der Wüste zu sprechen, freilich immer dessen eingedenk, daß es – von Gebirgsformationen einmal abgesehen – relative Reize sind, Reize, die im Grunde nur von einem beliebigen, auch sonst anzutreffenden Etwas ausgehen, das sich auf der Fläche des Nichts zur Besonderheit erhebt. Körnchen von Weizen oder Wassertropfen, deren Gewicht aus dem absoluten Mangel kommt. Rechte Wüstenbetrachtung erfordert ein philosophisches Temperament und (wie man noch sehen wird) das Auge eines Malers.

Als wir zurückfuhren, begann es tatsächlich, in der Wüste zu blühen. Das veränderte nun nicht das Ansehen der Wüste. Denn bei so spärlicher und im Wesen auch kümmerlicher Vegetation können selbst herrlichste Blüten nicht die Landschaft verändern. Die Wüste bleibt Wüste, auch wenn „sie" blüht. Sie ist unfruchtbar, und das ist ihr Fluch. Es ist rührend, die kurze Blüte einer Ocotillo-Kaktee zu sehen, oder die unserem Mohn ähnliche Blüte der Mariposa-Lilie. Oder die durchsichtige blasse braun-grüne Blüte des Barrel-Kaktus. Aber dieser Zauber ist ein überirdisches Aufglänzen bitterster Armut. Es ist wie ein glühender, kurz aufflammender Protest gegen die Verdammnis, die nicht endet. Der einmalige Augenaufschlag – vielleicht bis zu Tränen rührend – eines gelähmten Krüppels, der verrät, daß auch das elendeste Leben seine Seele hat.

An den großen Straßen, die die Wüsten durchlaufen, finden sich, in ungefähren Abständen von dreißig oder vierzig Meilen, auch Siedlungen. Sie haben alles mit der Straße und nichts mit der Wüste zu tun. Ein Wüsten-Highway ist eine Erwerbslinie. In der grotesken Hitze vor allem der wärmeren Zeit (wir erlebten schon an einem Apriltag über hundertzehn Grad Fahrenheit) streiken die stärksten Motoren zuweilen. Auch der Reisende erschöpft sich bald. Mit dieser Not und Verlegenheit des Reisenden, deren Abhilfe ohnedies großzügig stimmt, kann man rechnen und einen Erwerb auf sie gründen. Wer nirgends einen Job findet – in der Wüste gibt es noch einen. Der mäßigste Mechaniker kann irgendwo primitiv „siedeln" an der großen Straße – er dürfte sein Auskommen finden. Und ein raffiniert und mit Klima-Anlage ausgestattetes Rasthaus kann eine Goldgrube sein. Wir gerieten einmal an so ein Ding. Draußen glühte die Luft, innen stieg man wie in erfrischendes Wasser. Ich ging sechs- oder siebenmal hinaus und hinein; es war immer wieder ein Wechselbad. – Bei solcher Hitze blieben auch die trügerischen Luftspiegelungen nicht aus. Immer wieder sahen wir die Straße in der Ferne regenfeucht glänzen. Nie und nirgends fiel auch nur ein einziger Regentropfen. Schon morgens um neun Uhr fieberte die Luft. Das Mittagsbad, das wir auf der Rückfahrt, unweit von Needles, im schnellfließenden, kühlen Colorado-River nahmen, war geradezu eine Sensation. Doch die Abkühlung beschränkte sich auf Minuten.

Der Glutball der Sonne aber, der wie ein Fluch auf der Wüste lastet, ihr Licht, ist zugleich auch der Glanz, der zuweilen die Ödnis unwirklich verklärt, an Abenden, bei Sonnenaufgang, vor allem aber dort, wo sich Gebirge aus ihr erheben. Dann scheint sich ihr Wesen zu verändern. Ihre Bodenbeschaffenheit, die kümmerliche Vegetation, Steine und kleine Senken – alles kärgliche Detail geht unter, entrückt, wird nichtswürdiger Vordergrund vor dem lautlosen Spektakel eines Höhenzuges, einer großen Gebirgsformation. Arizonas Wüste ist nicht arm an solchem Wechsel des Bildes. Nicht, daß es bizarr, imposant, beinahe furchterregend sein mag – das ist nicht das Besondere. Das Besondere, Einmalige und immer wieder Überraschende an den großen Wüstenerhebungen ist das Atmosphärische, das eine unerhörte Farbenskala in Wirkung setzt. Hier erlebt das Auge das Unwahrscheinlichste an Phantastik. Farben, die in Europa undenkbar sind. Eine „Bühnenbeleuchtung" kühnster und – so möchte man sagen – märchenhaftester Art.

Aber „märchenhaft“ – da eben stockt man doch. Denn so hingerissen das Auge auch ist, in der Seele bleibt man kühl. Das Märchen mutet abstrakt an, synthetisch, technisch. Es ist wiederum der Reiz, der ohne das Gigantische, Massive nicht wirksam wird. Freilich, man muß sich wohl daran erinnern, daß diese Landschaften auch mahnende, Schauder weckende Behältnisse ungemessener Zeit sind. Wo der Colorado-River in Millionen Jahren den Grand Canyon durchwaschen hat, blickt das Auge erst mißtrauisch, dann fassungslos in den Schoß der Schöpfung. Das Wasser eben ist es, das den Stein beseelt. Die Luft scheint ihn noch wesenloser zu machen.

Jedermann braucht etwas Wüste – Sven Hedin hat es wohl gesagt. Und vierzig Tage, so heißt es, ging der Menschensohn in die Wüste, ehe er seine Sendung antrat. Die Wüste verändert das Bild der Welt, den Wert des Lebens; vielleicht auch den Menschen. Verändert ihn, wie Gefangenschaft, Verbannung, Heimatlosigkeit ihn verändern. Wer die Vegetation der Wüste sah, auch wenn sie Blüten trug, weiß, was ein Laubbaum ist. Wer die versteinten Baumstümpfe (den petrified wood) sieht, fühlt, was noch ein umgestürzter modernder Baumstumpf inmitten des Waldes für Magie besitzt.

Die Wüste ist das Ungastlichste der Erde. Kein Ort des Menschen. Mensch und Wüste sind einander urfremd, sind äußerster Gegensatz. Selbst die zauberhafteste Kakteenblüte scheint zu sagen: Sieh mich an – und dann flieh!

GULLIVERS REISEN UND DIE WISSENSCHAFT

Von Dr. Friedrich Katscher

Über zwei Milliarden Jahre lang hatte die Natur Zeit zum Experimentieren. Läßt man die Einzelheiten außer Betracht, dann gibt es mehr als eine Million bekannter Arten tierischer Lebewesen, von denen etwa drei Viertel dem Insektenreich angehören. Es ist nun eine durchaus berechtigte Frage, warum als Ergebnis der hundertjahrmillionenlangen Versuche der Natur gerade die heute existierenden Lebewesen entstanden sind. Könnte man sich nicht auch andere Tiere vorstellen, etwa Insekten von der Größe eines Elefanten oder Säugetiere von der Größe eines Käfers? Der erste, der mit ähnlichen Gedanken die Phantasie der Menschen zu beschäftigen begann, war der Ire Jonathan Swift, ein anglikanischer Geistlicher, in dessen 1726 erschienenem Buch „Gullivers Reisen“ Menschenwesen von der Größe einer Maus und andere, etwa zehnmal so hoch wie ein Mensch unserer Breiten, geschildert werden. Im Verlauf seiner wunderbaren Abenteuer in unentdeckten Gebieten des Stillen Ozeans gelangt Gulliver in ein Land namens Liliput, dessen Einwohner „menschliche Geschöpfe von nicht einmal sechs Zoll (15 Zentimeter) Höhe“ sind, und auf eine andere Insel namens Brobdingnag, wo Menschen leben, „so groß wie ein gewöhnlicher Kirchturm, die bei jedem Schritt ungefähr zehn Yards (neun Meter) zurücklegen“. Warum hat die Natur solche Geschöpfe nicht verwirklicht, warum sind 43 Zentimeter – die Größe einer von Buffon gemessenen siebenunddreißigjährigen Zwergin – und 2,75 Meter – die Höhe des größten bekannten Riesen – die unterste und die oberste Grenze für die Maße eines Menschen?

Die Antwort ist ziemlich einfach, aber erst von der Warte unseres Wissens aus gesehen, erscheint sie uns als selbstverständlich: Die Naturgesetze, denen das Lebendige gehorcht, sind genau dieselben, denen auch die unbelebte Natur unterworfen ist. Kein Techniker kann über die Grenzen hinausgehen, die ihm durch die Eigenschaften des Baustoffs gesetzt sind, und selbst die Natur, diese Meisterin in der Beherrschung der Stoffe, kann es nicht. Über einen schmalen Bach legen wir eine Holzplanke als Steg, aber die Brücke über den hundertmal so breiten Strom ist nicht einfach ein hundertmal so großes und dickes Brett. Jeder Konstrukteur weiß, daß jede Größe ihre eigene Bauweise hat, und auch die Natur

baut in jeder Größenordnung nach anderen Grundsätzen – ganz einfach deshalb, weil eine bloße Vervielfachung aller Maße nicht zum Ziel führt.
Ein Vogel von der zehnfachen Spannweite eines Adlers hätte eine nur hundertmal so große Flügelfläche, wäre aber tausendmal so schwer und daher nicht imstande, sich vom Boden zu erheben. Dieses einfache Gesetz, wonach bei der Vergrößerung der Längenausdehnung eines Körpers um eine gewisse Zahl, beispielsweise zehn, die Oberfläche sich um das Produkt dieser Zahl mit sich selbst, also um hundert, und der Rauminhalt ebenso wie das Gewicht sich um das dreifache Produkt, den Kubus derselben Zahl, in diesem Falle also um tausend, vervielfachen – dieses Gesetz beherrscht unsere menschliche Technik ebenso wie die Technik des Lebens. So würden die 18 Meter hohen Riesen von Brobdingnag, von denen Gulliver berichtet, etwa 80 000 Kilogramm wiegen, ein Gewicht, das von 8,5 Meter hohen Beinen, die genau so konstruiert sind wie die unseren, unmöglich getragen werden könnte – sie würden glatt zusammenbrechen. Auch der Hals müßte verdickt und verkürzt werden, um den fast 2,5 Meter hohen Kopf zu tragen, was uns am besten bei den beinahe halslosen Elefanten vordemonstriert wird, die mit ihren 5000 oder 6000 Kilogramm Gewicht wohl die Grenze des auf dem Lande Lebensfähigen darstellen; nur im Wasser, wo das Körpergewicht nicht vom Knochengerüst allein getragen werden muß, sind Geschöpfe wie der Blauwal – 150 000 Kilo Gewicht bei über 30 Meter Länge – möglich.
Die Einwohner Brobdingnags müßten außer dem kurzen Hals ebenso kurze runde Beine haben wie unsere gewaltigen Dickhäuter, und sie würden daher wohl kaum menschliche Proportionen haben können, wie Swift annahm. Aber auch die Schwerfälligkeit der plumpen Wesen ist zu bedenken. Denn die Nervenbahnen würden bei gleicher Leitungsgeschwindigkeit eine zehnfache Länge haben und daher jeder Nervenreiz eine zehnfache Zeit benötigen. Dies ist sicher ein Grund, warum die Saurier, die furchtbaren Riesenechsen, die vor etwa 130 Millionen Jahren die Erde bevölkerten, ausgestorben sind; selbst der Versuch der Natur, eines dieser schrecklichen Tiere mit zwei Nervenzentren, zwei Gehirnen, auszustatten, konnte es vor der schließlichen Vernichtung nicht bewahren.
Die Liliputaner Swifts, die nur ein Zwölftel unserer Größe haben, sind ebenso unwahrscheinlich wie ihre riesigen Gegenstücke aus Brobdingnag. Es ist nämlich kein Zufall, daß Käfer und Spinnen sechs, beziehungsweise acht Beine haben, die weit ausgespreizt sind, und daß Mäuse sehr kurze Beine besitzen. Die etwa 15 Zentimeter hohen Liliputaner würden nämlich wohl kaum auf ihren Füßen stehen können, weil deren Grundfläche – der einhundertvierundvierzigste Teil unserer Fußfläche – viel zu klein wäre; jeder Windhauch würde sie umblasen. Und so scharf denken, so viel lernen könnten sie mit ihren winzigen Gehirnen von etwa einem Gramm Gewicht auch nicht, wie Swift von ihnen erzählt. Dazu kommt noch, daß bei den Säugetieren das erreichbare Lebensalter mit der Körpergröße in Zusammenhang steht: die Lebensdauer der Zwerge Gullivers wäre demnach viel zu kurz, um eine Erziehung zu gewährleisten, wie sie für die hochentwickelte Kultur von Liliput notwendig wäre. Auch ist der Nahrungsbedarf kleiner Säugetiere verhältnismäßig groß: Für jede Gewichtseinheit benötigt eine Maus achtmal soviel Kalorien wie ein erwachsener Mensch, und da die etwa mausgroßen Liliputaner vierundzwanzig Hauptmahlzeiten statt unserer drei an einem Tag einnehmen müßten, hätten sie wohl auch kaum Zeit für die Zivilisation und Kultur, die Swift ihnen zuschreibt, weil sie andauernd auf der Nahrungssuche wären.
Die Natur hat in den Millionen Jahrhunderten, die ihr zur Verfügung standen, Geschöpfe entwickelt, wie sie kein Konstrukteur besser planen könnte: Jedes Lebewesen, das wir um uns sehen, lebt in harmonischer Anpassung an die Bedingungen seines Lebens; jeder lebende Organismus ist auf seine besonderen Lebensumstände zugeschnitten, weil er andernfalls zugrunde ginge. Die Liliputaner und Brobdingnagier sind daher vom biologischen Standpunkt aus völlig unmögliche Wesen, und ihr Schöpfer Jonathan Swift würde heute wahrscheinlich eine Fünf in Biologie bekommen.
Aber wir wollen mit dem großen Iren nicht zu sehr rechten, denn das Buch „Gullivers Reisen", das das merkwürdige und vom Verfasser ungewollte Schicksal erlebte, in gekürzter Form zur Kinderlektüre zu werden, war in Wirklichkeit für Erwachsene bestimmt und sollte ihre Moral und Politik schonungslos anprangern. War Swift auch ein schlechter Biologe, eines kannte er vorzüglich: die menschliche Seele, und eines konnte er sehr gut: mit beißender Ironie dem Menschen den Spiegel vors Gesicht halten.

1. Schrifttypen (von links): Tamil, Spezialtastatur für Elektrotechnik, Griechisch, Jugoslawisch-Cyrillisch, Singhalesisch, Arabisch, Industrie Normen, Tschechisch Normen, Hindi

DAS STÄHLERNE ALPHABET

Meisterschreiber bringen es mit einer modernen Schreibmaschine auf 500 und mehr Anschläge in der Minute. Und dabei bleibt, im Gegensatz zur Handschrift, das Schriftbild stets gleichmäßig leserlich und sauber: jeder Buchstabe wirkt „wie gestochen".
Den Menschen früherer Zeiten fiel der Umgang mit den Buchstaben nicht so leicht. In der Antike wurden die Zeichen mühsam in Stein, Ton oder Holz geschlagen, geritzt oder geschnitzt; und auch bei den Schreibschriften auf Papyrus, Seide, Pergament und später Papier ging es noch recht langsam. Eine bedeutende Beschleunigung erreichte Gutenberg mit der Erfindung der beweglichen Lettern, aber es dauerte nochmals vierhundert Jahre, bis die Idee verwirklicht wurde, solche Lettern mit Hebeln zu verbinden (wobei man anfangs von der Arbeitsweise des Klaviers ausging) und durch Tastenanschlag zu Papier zu bringen.
Natürlich hat diese Maschinenschrift mit den ehrwürdigen Schriftzeichen vergangener Zeiten recht wenig gemeinsam. Wenn nämlich schon der Buchdruck bald nicht mehr die Schreibschrift nachahmte und eigene typographische Ausdrucksmittel fand, so noch mehr die Schreibmaschine, bei der ganz andere konstruktive Voraussetzungen bestehen.

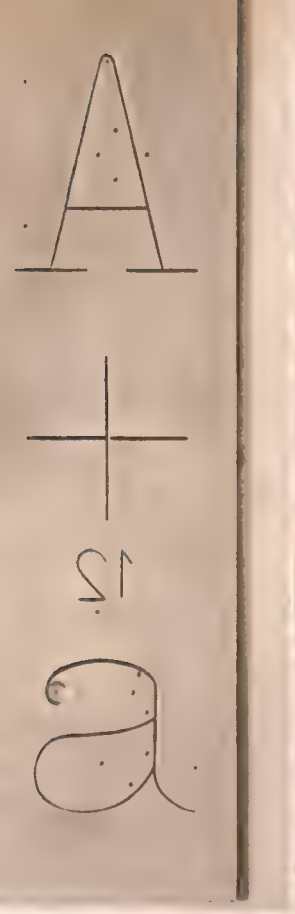
An die Maschinenschrift werden vor allem diese Forderungen gestellt: sie soll verkehrsüblich und unabhängig von zeit- und raumgebundenem Formempfinden sein; man muß sie schnell lesen können, ohne daß Zahlen, Buchstaben oder Zeichen – vor allem auf Durchschlägen oder bei schlechten, abgeschriebenen Farbbändern – verwechselt werden. Was aber der Maschinenschrift ihr typisches Aussehen verleiht, ist der Umstand, daß jedem Buchstaben – sei es das schmale I oder das breite W – der gleiche Abstand

2. Entwurf einer amharischen Schrift am Reißbrett

3. Fibeln, Lesebücher, Zeitungen oder Briefe dienen als Entwurfsunterlagen für »exotische« Schriften

eingeräumt wird, weil nach dem Anschlag der Schreibmaschinenwagen immer um einen Schaltschritt weiterrückt. Um dennoch ein ausgeglichenes Schriftbild zu erzielen und das Schwarz-Weiß-Verhältnis ausgewogen zu gestalten, sind bei den Schreibmaschinenschriften meist die Querstriche besonders ausgebildet.

Der Schriftgestalter muß aber noch auf mehr achten: die Schriftgröße (Höhe der Buchstaben) soll im richtigen Verhältnis zur Breite, zum Buchstabenabstand und Zeilenabstand stehen; ferner ist auf die Täuschbarkeit des Auges Rücksicht zu nehmen. Manche



4. Mit dem Storchschnabel werden die Zeichen von der Schablone (links) vielfach verkleinert auf den Prägestempel übertragen

5. In der Galvanik bekommen die Typen einen Schutzüberzug

6. Der Schriftrichter bei der Kontrolle der Typenhebel

7. Die Endmontage der Schreibmaschinen

Buchstaben würden nämlich trotz sorgfältiger Konstruktion schief, zu groß oder zu klein wirken, und da gilt es, von vornherein Korrekturen anzubringen.

Darüber hinaus gibt es Maschinenschriften in verschiedenen Größen und mit verschiedenem Charakter, so daß jeder einzelne Buchstabe entsprechend gestaltet werden muß. Als ich in dem umfangreichen Schriftenverzeichnis eines großen Wilhelmshavener Schreibmaschinenwerkes blätterte, fand ich nicht nur „europäische" Tastaturen (also für germanische, romanische, slawische, griechische, cyrillische Schriften), sondern auch viele exotische Schriften. Hier treten wieder ganz andere Probleme auf. Oft verlangt der Kunde, daß sich die Maschinenschrift von der Handschrift nicht unterscheidet, also die Buchstaben durch Auf- und Abstriche miteinander

verbunden sind, wobei manche Ausläufer sogar bis zum vorhergehenden Buchstaben hinüberreichen. Bei vielen Sprachen gibt es mehr Zeichen, als auf der Tastatur untergebracht werden können, so daß Zeichenkombinationen mit Tottasten (bei denen der Wagen nicht weiterrückt) oder durch Halbschrittschaltung geschaffen werden. Bei einigen Sprachen wiederum läuft der Wagen von links nach rechts, also umgekehrt als bei uns.

Auch an die Haltbarkeit der Schrifttypen werden besondere Forderungen gestellt. Bezeichnet man das Schaltschloß als Herz der Schreibmaschine, dann lassen sich die Typenhebel mit Armen und die Typen mit Händen vergleichen, die unermüdlich tagaus, tagein die Buchstaben und Zeichen viele tausend-, ja hunderttausendmal nieder-„schreiben". Trotz dieser hohen Beanspruchung dürfen sich die oft diffizil gestalteten Schriftzeichen nicht abnutzen oder verändern. – Jahrzehntelange Erfahrung und enge Zusammenarbeit vieler Spezialisten ist nötig, um Schriften zu schaffen, die all diesen Anforderungen gerecht werden.

Die Ausgangsstation für die Herstellung neuer Schrifttypen ist der Zeichentisch. Zunächst wird die Größe, Form und Lage jedes Buchstabens und Zeichens in riesiger Vergrößerung genau festgelegt (Abb. 2). Nach der Konstruktionszeichnung fertigt nun die Werkstatt eine große Metallschablone an, in der die obere und untere Type des jeweiligen Typenkopfes festgehalten werden. Von hier aus graviert eine Stempelschneidemaschine die Formen mit einer Feinheit bis zu $^1/_{100}$ Millimeter – das ist weniger als die Stärke eines Haares – in den Prägestempel (Abb. 4), wobei die Rundung der Schreibwalze bereits berücksichtigt wird. Einrichter justieren sodann die Stempel in die Fallbären der Prägemaschine, die auf einen verhältnismäßig weichen, doch gut härtbaren Spezialstahl heruntersausen und den Typenkopf mit den beiden erhabenen Zeichen in Spiegelschrift schlagen. Nach zahlreichen weiteren Arbeitsgängen wird der Kopf für den Typenhebel passend geschlitzt und dann so gehärtet, daß die Oberfläche nicht verschleißen kann; der Kern bleibt dagegen elastisch. Zur Vermeidung der Oxydation erhalten die Typenköpfe im galvanischen Bad noch einen Schutzüberzug (Abb. 5).

Nach jedem Fertigungsgang überprüfen Spezialisten mit Mikroskopen, Härteprüfern und Maßlehren jedes einzelne Zeichen, und erst wenn die Typenköpfe auch die Schlußkontrolle unbeanstandet passiert haben, kommen sie zum Lager, in dem fast 3500 verschiedene Typen nach Größe, Form und Schriftart in farbigen Kästen auf langen Regalen bis zur Decke aufgestapelt sind. Man fühlt sich in die Handschriftenabteilung einer riesigen Bibliothek versetzt. Und Ruhe ist hier auch dringend nötig, denn schon die Zusammenstellung gewohnter Tastaturen erfordert große Sorgfalt, ganz zu schweigen von denen mit exotischen Schriftzeichen, die sich oft nur durch winzige Punkte und Haken unterscheiden. Aber mit sicherem Griff stellen die Frauen und Männer des Typenlagers, die über jahrelange Berufserfahrung verfügen, täglich bis zu tausend Tastaturen mit rund 45 000 verschiedenen Typenköpfen zusammen.

In der Typenlöterei, wo nun an Hand von Vorlagen die ausgewählten Typenköpfe mit den Typenhebeln unlöslich verbunden werden, ist ebenfalls große Umsicht erforderlich, damit jeder Typenkopf auf den vorgeschriebenen Hebel kommt.

Noch aber ist die Betreuung der Typen nicht beendet. Nachdem die Schreibmaschinen montiert sind, überprüfen erfahrene Schriftrichter mit Präzisionsinstrumenten jeden Typenhebel und korrigieren selbst kleinste noch verbliebene Abweichungen in Anschlag, Abstand und Höhe der Schreiblinie (Abb. 6). Im Einschreibsaal gehen die Einschreiberinnen alle Funktionen der Maschinen durch und wenden dem Schriftbild nochmals besondere Aufmerksamkeit zu.

Ungefähr 0,6 Gramm wiegt ein Typenkopf, auf der Handfläche ist dieses Gewicht kaum zu spüren. Doch wieviel Erfahrung, Präzision und Sorgfalt ist an seine Herstellung gewandt worden! Wir sollten gelegentlich daran denken, wenn unsere Finger über die Tasten der Schreibmaschine gleiten.

Dr. G. Gatom

Friedrich Schiller: Theater

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Waage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. Das ganze Reich der Phantasie und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft stehen ihrem Wink zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längst schon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen und wiederholen zum schauervollen Unterricht der Nachwelt ein schändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlspiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unsern Augen vorbei, und mit wollüstigem Entsetzen verfluchen wir ihr Gedächtnis. Wenn keine Moral gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns Medea noch anschauern, wenn sie die Treppen des Palastes herunterwankt und der Kindermord jetzt geschehen ist. Heilsame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Macbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäscht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als toter Buchstab und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze.

Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachteil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsere einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsere Seele drücken und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne – in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wiedergegeben, unsere Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsere schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus. – Der Glückliche wird nüchtern und der Sichere besorgt. Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum erstenmal zu empfinden an. Und dann endlich – welch ein Triumph für dich, Natur! – so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur! – wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch e i n e allwebende Sympathie verbrüdert, in e i n Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder einzelne genießt die Entzückungen aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust gibt jetzt nur e i n e r Empfindung Raum – es ist diese: ein M e n s c h zu sein.

Wer sich den Zweck vorgezeichnet hat, das Laster zu stürzen und Religion, Moral und bürgerliche Gesetze an ihren Feinden zu rächen, ein solcher muß das Laster in seiner nackten Abscheulichkeit enthüllen und in seiner kolossalischen Größe vor das Auge der Menschheit stellen – er selbst muß augenblicklich seine nächtlichen Labyrinthe durchwandern – er muß sich in Empfindungen hineinzuzwingen wissen, unter deren Widernatürlichkeit sich seine Seele sträubt.

In einer schwankenden Kunst, wie die dramatische und mimische ist, wo des Schauspielers Eitelkeit den beschimpfenden Beifall des rohen Haufens oft so hungrig verschlingt, so gerne mit der Stimme der Wahrheit verwechselt, kann die Kritik nicht streng genug sein. Mehr als einmal habe ich die Bemerkung gemacht, wie pünktlich der nach Lob geizende Künstler sein Spiel – und wenn er Schriftsteller war, seine Dichtung – auf die Geistesschwäche seines Publikums ausrechnete und seinen bessern Genius dieser allgemeinen Dirne zum Opfer brachte, eine Liebkosung zu erschleichen. Es kann sein, daß er in geheim vielleicht einer Gunst sich schämte, die so gar leicht zu haben war, aber der entwürdigte Genius rächte bald nachher diese Abtrünnigkeit und stieß ihn auch von sich in einer kritischen Stunde.

Ein einzelnes Ereignis, wie tragisch es auch sein mag, gibt noch keine Tragödie. Mehrere als Ursache und Wirkung ineinander gegründete Begebenheiten müssen sich miteinander zweckmäßig zu einem Ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Übereinstimmung eines vorgestellten Affekts, Charakters und dergleichen mit der Natur unsrer Seele, auf welche allein sich unsre Teilnahme gründet, erkannt werden soll. Wenn wir es nicht fühlen, daß wir selbst bei gleichen Umständen ebenso würden gelitten und ebenso gehandelt haben, so wird unser Mitleid nie erwachen. Es kommt also darauf an, daß wir die vorgestellte Handlung in ihrem ganzen Zusammenhang verfolgen, daß wir sie aus der Seele ihres Urhebers durch eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äußrer Umstände hervorfließen sehen. So entsteht und wächst und vollendet sich vor unsern Augen die Neugier des Ödipus, die Eifersucht des Othello. So kann auch allein der große Abstand ausgefüllt werden, der sich zwischen dem Frieden einer schuldlosen Seele und den Gewissensqualen eines Verbrechers, zwischen der stolzen Sicherheit eines Glücklichen und seinem schrecklichen Untergang, kurz, der sich zwischen der ruhigen Gemütsstimmung des Lesers am Anfang und der heftigen Aufregung seiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

Da der tragische Dichter, so wie überhaupt jeder Dichter, nur unter dem Gesetz der poetischen Wahrheit steht, so kann die gewissenhafteste Beobachtung der historischen ihn nie von seiner Dichterpflicht lossprechen, nie einer Übertretung der poetischen Wahrheit, nie einem Mangel des Interesse zur Entschuldigung gereichen. Es verrät daher sehr beschränkte Begriffe von der tragischen Kunst, ja von der Dichtkunst überhaupt, den Tragödiendichter vor das Tribunal der Geschichte zu ziehen und Unterricht von demjenigen zu fordern, der sich schon vermöge seines Namens bloß zu Rührung und Ergötzung verbindlich macht. Sogar dann, wenn sich der Dichter selbst durch eine ängstliche Unterwürfigkeit gegen historische Wahrheit seines Künstlervorrechts begeben und der Geschichte eine Gerichtsbarkeit über sein Produkt stillschweigend eingeräumt haben sollte, fordert die Kunst ihn mit allem Rechte vor ihren Richterstuhl, und ein Tod Hermanns, eine Minona, ein Fust von Stromberg würden, wenn sie hier die Prüfung nicht aushielten, bei noch so pünktlicher Befolgung des Kostüms, des Volks- und des Zeitcharakters mittelmäßige Tragödien heißen.

Nicht wenige unserer beliebtesten Stücke rühren uns einzig des Stoffes wegen, und wir sind großmütig oder unaufmerksam genug, diese Eigenschaft der Materie dem ungeschickten Künstler als Verdienst anzurechnen. Bei andern scheinen wir uns der Absicht gar nicht zu erinnern, in welcher uns der Dichter im Schauspielhause versammelt hat, und zufrieden, durch glänzende Spiele der Einbildungskraft und des Witzes angenehm unterhalten zu sein, bemerken wir nicht einmal, daß wir ihn mit kaltem Herzen verlassen. Soll die ehrwürdige Kunst (denn das ist sie, die zu dem göttlichen Teil unsers Wesens spricht) ihre Sache durch solche Kämpfer vor solchen Kampfrichtern führen? – Die Genügsamkeit des Publikums ist nur ermunternd für die Mittelmäßigkeit, aber beschimpfend und abschreckend für das Genie.

FRIEDRICH SCHILLER STARB VOR HUNDERTUNDFÜNFZIG JAHREN, AM 9. MAI 1805

Revolution in der Flugtechnik?

Von Dipl.-Ing. Heinz Gartmann

Die Frage, wann in der Technik aus der Evolution eine Revolution wird, kann man, von einigen Ausnahmen abgesehen, eigentlich nur im Imperfekt beantworten, da die entscheidenden Einschnitte in der Entwicklung erst aus der kritischen Rückschau deutlich werden. Wenn es sich aber um eine bewußte Abkehr vom Gewohnten handelt, erkennt man den Wandel leichter und früher. Solch eine Umwälzung scheint sich zur Zeit in der Flugtechnik anzubahnen: das vertikale Starten und Landen.

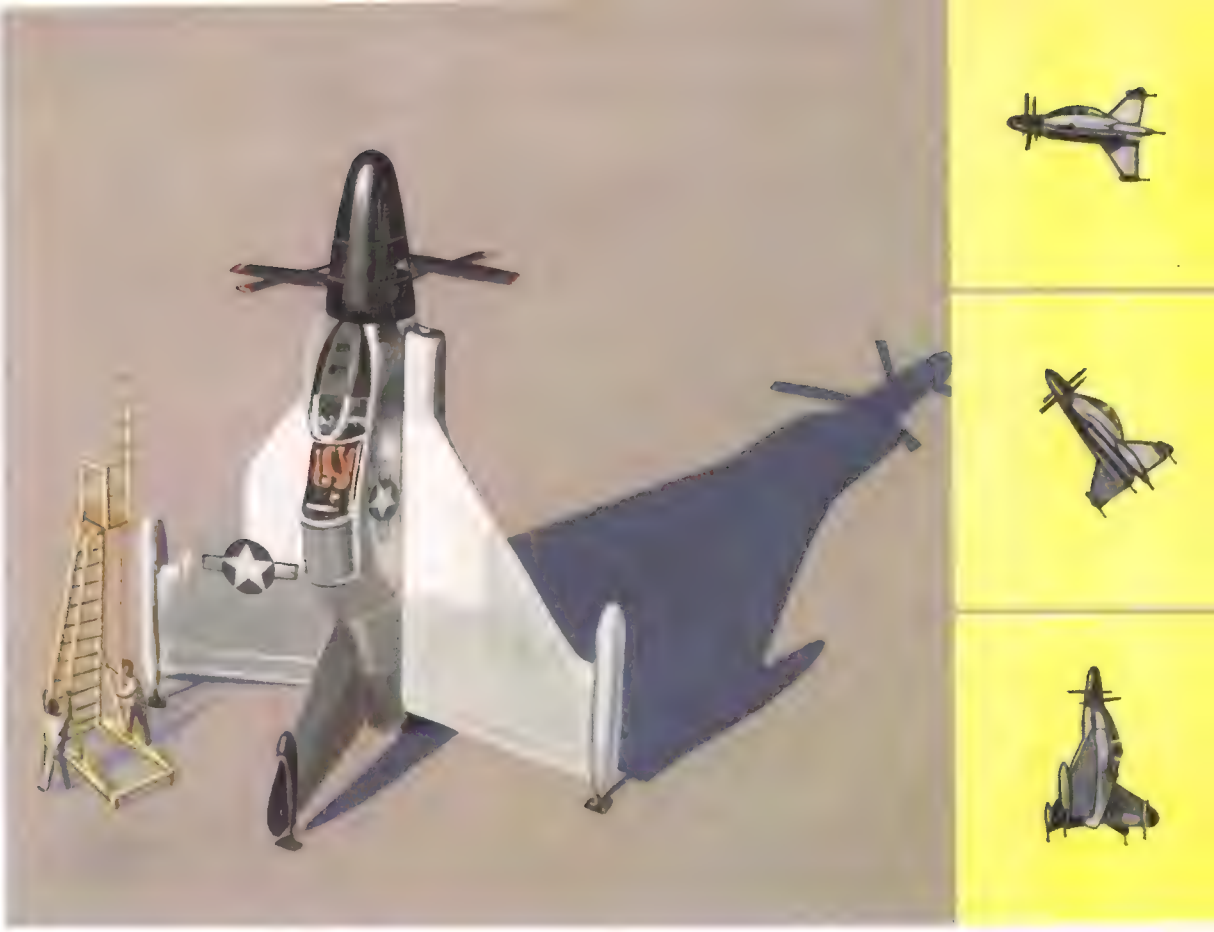
Obwohl sich die Aerodynamiker fünfzig Jahre lang um niedrige Abflug- und Landegeschwindigkeiten bemühten, wurden die Pisten immer länger. Sie sind jetzt bei 3 km Länge angelangt. Diese Entwicklung führte zu den kostspieligen, unwirtschaftlichen Bodenanlagen mit ihren Tausenden von Tonnen Zement und unaufhaltsam wachsenden Flugplätzen. Nun soll also der Vertikalstart die Erlösung bringen, die man freilich durch erhöhte Startleistungen erkaufen muß. Zwar sind seit Jahren Starthilfen in Form von Startwagen, Katapulten und Startraketen in Gebrauch; die amerikanische Luftwaffe erzielte erst vor kurzem einwandfreie Starts ihrer „Thunderjet" ohne Anlauf und Startbahn durch Anwendung der für den Robotbomber „Matador" entwickelten, nach dem Start von selbst abfallenden Raketenstarthilfe. Aber damit wäre erst die Hälfte des Problems gelöst, da die steil (bei weitem noch nicht vertikal) startenden Flugzeuge nach wie vor lange Landebahnen brauchen. Eine radikale Umstellung der Start- und Landemethoden ist also nicht zu umgehen.

An Senkrechtstartern fehlt es an sich nicht. Es sei nur an die verschiedenen großen Raketen erinnert, die aus vertikalen Führungen oder frei auf dem Starttisch stehend aufsteigen. Älter und inzwischen verhältnismäßig weit entwickelt sind Start und Landung mit der tragenden Luftschraube. Gegenwärtig werden die Drehflügler in der bevorzugten Form des Hubschraubers schon versuchsweise im Luftverkehr eingesetzt. Doch noch immer haben die Hubschrauber bei all ihren Vorzügen einen großen Nachteil: sie sind zu langsam, um mit den schnellen Verkehrsflugzeugen unserer Zeit konkurrieren zu können.

Ein Ausweg aus diesem Dilemma ist seit langem skizziert worden: das Wandelflugzeug, dessen Hubschrauben bei Start und Landung Auftrieb, im Reiseflug jedoch Vortrieb liefern und zu diesem Zweck schwenkbar sind, so daß sie nach Wunsch in horizontaler oder vertikaler Ebene rotieren können. Auch diese Pläne sind jetzt Wirklichkeit geworden. Der neue Prototyp XV-3 der amerikanischen Bell-Flugzeugwerke hat an seinen schmalen, geraden Tragflächen rechts und links je eine dreiflügelige Hubschraube von sechs Meter Durchmesser, die im Fluge herumgeschwenkt und dadurch in gewöhnliche, freilich ziemlich große Propeller verwandelt werden können. Dieser Vorgang dauert 10 bis 15 Sekunden. Der Flugzeugrumpf verändert seine Lage dabei nicht. Obwohl dieser Prototyp manche Ähnlichkeit mit einem gewöhnlichen Drachenflugzeug besitzt, gehört er doch zu den Hubschraubern.

Während es sich bei den Wandelflugzeugen um Hubschrauber handelt, die dem Horizontalflug besser angepaßt werden, versteht man unter senkrecht startenden und landenden Flugzeugen (im angelsächsischen Sprachgebiet V. T. O. L. von „Vertical Take-Off and Landing") Maschinen gewöhnlicher Flugweise, die auch für den Vertikalflug eingerichtet sind, gleichgültig, ob nur die Triebwerke oder die ganzen Flugzeuge in die jeweils gewünschte Lage gedreht werden. Beide Möglichkeiten werden bereits praktisch erprobt. Am merkwürdigsten ist wohl das sogenannte „fliegende Bettgestell", eine Art fliegender Prüfstand der englischen Firma Rolls-Royce, der von zwei „Nene"-Strahlturbinen mit abwärts gewinkelten Düsen auf und ab bewegt wird und sich mit mäßiger Geschwindigkeit vorwärtsbewegen kann (Abb. 2). An Auslegern angebrachte Preßluftdüsen ermöglichen die Steuerung.

Ebenso ungewöhnlich wirkt ein derzeit abgewickeltes Experiment der Bell-Flugzeugwerke mit schwenkbaren Turbostrahltriebwerken. Auch hier handelt es sich nur um einen fliegenden Prüfstand, der nun aber schon mehr Ähnlichkeit mit einem Drachenflugzeug besitzt (Abb. 2a). Rumpf und Leitwerk stammen von einem Schweizer Metallsegelflugzeug, die Tragflächen von einer Cessna L-19 und die Landekufen von einem Hubschrauber Bell 47. Die beiden Strahlturbinen sind rechts und links vom Rumpf unter den Tragflächen angebracht und können um 90 Grad gedreht werden, so daß die Schubdüsen je nach Bedarf abwärts oder



1. Das amerikanische Flugzeug Convair XFY-1 »Pogo« startet senkrecht, geht in den Horizontalflug über und landet am »Propeller hängend«

rückwärts gerichtet sind. Im Horizontalflug wird der Apparat wie ein gewöhnliches Flugzeug gesteuert, im Vertikalflug mit Hilfe von Preßluftdüsen an den Flügelspitzen und am Heck.

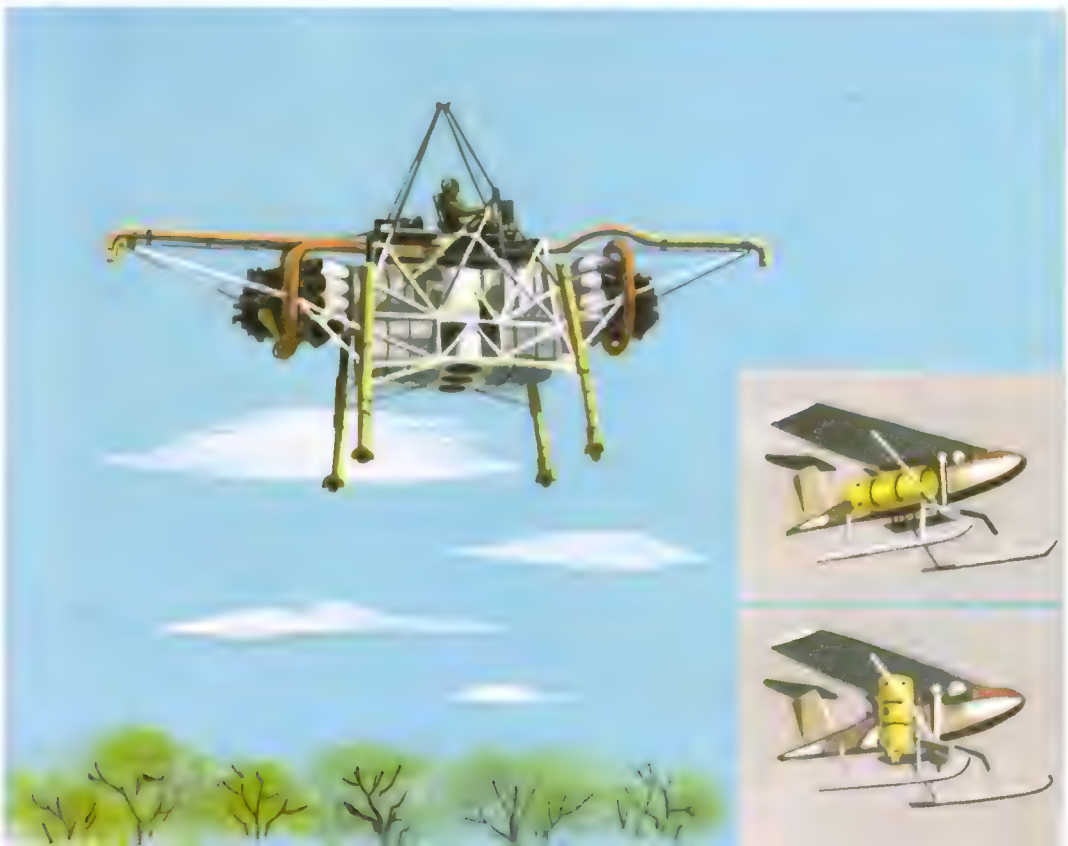
Bei weitem nicht so provisorisch sind die beiden ersten amerikanischen Vertikalstarter XFV-1 von Lockheed und XFY-1 von Consolidated Vultee (Convair), deren Prototypen seit dem Herbst vergangenen Jahres fliegen. Beide Maschinen sind einsitzige Mitteldecker; beide sind mit der Propellergasturbine Allison T-40, die aus zwei Propellerturbinen T-38 besteht und 5500 PS leistet, ausgerüstet. Beide ruhen auf dem Boden in vertikaler Stellung auf vier kleinen, schwenkbaren Rollen. Ihre starken, gegenläufigen Metall-Luftschrauben haben je sechs aus Stahl gezogene rechteckige Blätter von sechs Meter Durchmesser. Im Stand beträgt der Propellerschub etwa 10 000 bis 12 000 Kilopond und ist annähernd doppelt so groß wie das Flugzeuggewicht. Der zweite Verwandlungsflug des Convair XFY-1 „Pogo" (Abb. 1) vor großem Publikum zeigte, wie das Flugzeug binnen 17 Sekunden in 30 Meter Höhe aus dem Vertikal- in den Horizontalflug überging. Nach kurzem Reiseflug wurde es wieder an den Propeller „gehängt", um mit dem Heck voran sanft aufzusetzen. Die Höchstgeschwindigkeit beider Typen im Horizontalflug dürfte bei 600 Kilometer in der Stunde liegen.

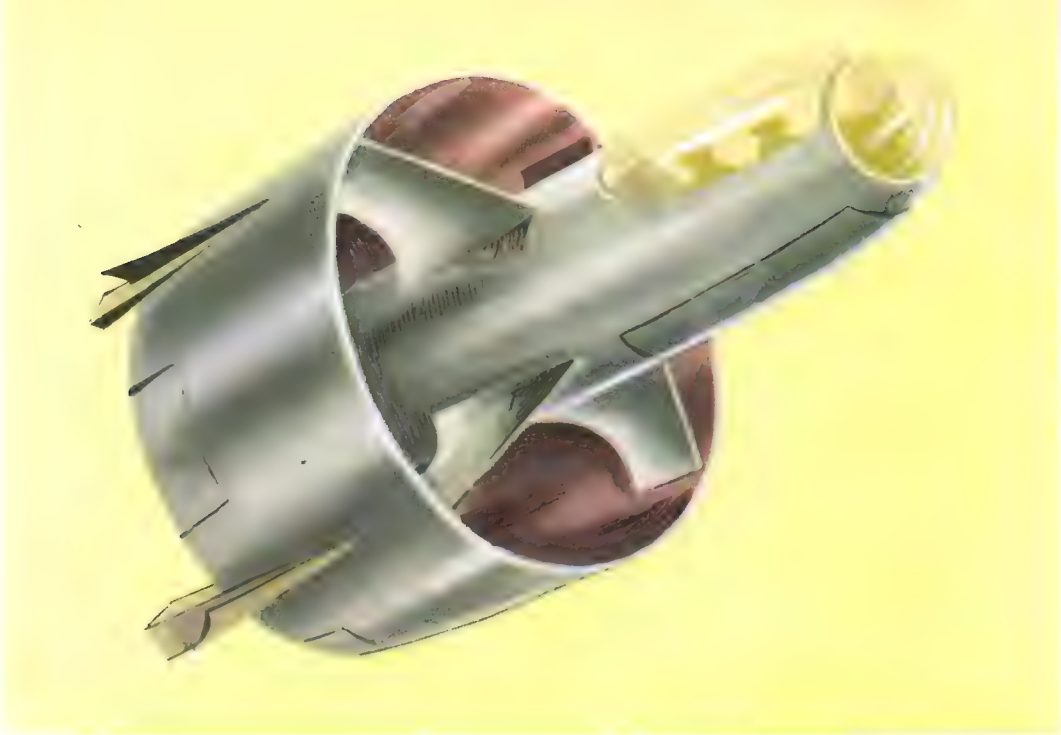
Aber auch dies sind noch Wandelflugzeuge. Den wirklich entscheidenden Schritt im Sinne einer Revolution der Flugtechnik wagte der ausgezeichnete deutsche Raketeningenieur und Luftfahrtfachmann Graf Helmut von Zborowski, der während des zweiten Weltkriegs Chef der Sondertriebwerksentwicklung (Raketen) der Bayerischen Motorenwerke war und nach dem Kriege in Frankreich eine eigene Firma, das Bureau Technique Zborowski, gründete. Zborowski schuf in mehrjähriger Arbeit den „Coleopter", einen völlig neuen Flugzeugtyp und damit zugleich einen neuen Begriff (Abb. 3). Henri Desbruères, Präsident der staatlichen französischen Motorenwerke SNECMA, Paris, definierte in der Zeitschrift „Interavia" den Coleopter wie folgt: „Der Coleopter ist kein Verwandlungsflugzeug, tatsächlich ist er nichts anderes als ein fliegender Motor. Wir beschreiten damit eine gänzlich neue Technik, deren Entwicklungsmöglichkeiten sich heute nur erahnen lassen."

Die Coleopter sind Ringflügler; ihr Tragwerk ist nicht mehr der gewöhnliche gestreckte Flügel des Drachenflugzeugs, sondern ein ringförmiger Flügel, der gleichzeitig als Tragwerk und Triebwerkschale dient. Diese Doppelfunktion ergibt sich aus der Anordnung der Bauteile. Der Rumpf oder Mittelkörper des Flugzeugs besteht im Vorderteil aus Pilotenraum und Kabine, im hinteren aus der von einer Verkleidung umgebenen Strahlturbine. Der Ringflügel, ein Umdrehungskörper, wie er sich aus der Drehung eines Flügelprofils um die Rotationsachse ergibt, ist so angeordnet, daß seine Längsachse mit dem Schubvektor des Strahlantriebs zusammenfällt. Außerdem bildet er die Schale für ein zusätzliches Staustrahltriebwerk; die in den Ringspalt zwischen Rumpf und Ringflügel einströmende Luft wird zur Verbrennung von zusätzlich über widerstandsarme Brennringe eingespritztem Treibstoff verwendet, so daß den Flügelkanal nicht Luft, sondern Verbrennungsgas verläßt. Das ist in groben Zügen das Grundschema des unbemannten Abwehrjägers BTZ „Charancon VI" und des leichten Kampfflugzeugs BTZ „Bruche". Ersterer erreicht seine Dienstgipfelhöhe von 20 Kilometer binnen zwei Minuten, seine Höchtsgeschwindigkeit beträgt 2100 Kilometer in der Stunde. „Bruche" wiegt voll ausgerüstet 2100 Kilogramm und soll 1450 Kilometer in der Stunde erreichen.

Ein abweichendes Schema weist das Reiseflugzeug BTZ „Hanneton" auf (Abb. 4). Als Antrieb dient eine Doppel-Propellerturbine. Der Ringflügel ist gleichzeitig Propellertunnelung und Tragwerk. Das ergibt ein wirtschaftliches Flugzeug gedrängter Bauweise und ansprechender Leistung. Der Entwurf BTZ „Hanneton II" für drei Personen hat einen Ringflügeldurchmesser von nur 3,3 Meter und eine Gesamtlänge von nur 5,7 Meter. Die zwei 400-PS-Gasturbinen Turbomeca „Marcadau" mit zwei- und dreiflügeligen Druckschrauben geben ihm eine Höchstgeschwindigkeit von 450 Kilometer in der Stunde. Die Reichweite soll 1000 Kilometer betragen. Die Beispiele zeigen, daß Coleopter einen weiten Anwendungsbereich haben; unbemannte Postflugzeuge dieser Form sind ebensogut denkbar wie wirkungsvolle Fernlenkgeschosse. Als Antriebe kommen je nach Verwendungszweck Raketen-, Staustrahl-, Turbostrahl- und Propellerturbinentriebwerke in Betracht. Beim Start wird der Coleopter vom Triebwerkstrahl gehoben; der Standschub braucht dabei nur um zehn Prozent über dem Abfluggewicht zu liegen, wird aber im Interesse eines möglichst schnellen Steigens größer sein. Sobald die Steiggeschwindigkeit etwa 30 Meter in der Sekunde beträgt, wird der Coleopter durch Strahlruder allmählich in die Horizontale umgelenkt, wobei die Geschwin-

2. Das »fliegende Bettgestell« von Rolls-Royce ist ein fliegender Prüfstand für nach unten blasende Gasturbinen / 2a. Das Bell-Versuchsflugzeug (u. r.) hat rechts und links vom Rumpf je ein schwenkbares Strahltriebwerk zum »Heben« oder »Schieben«





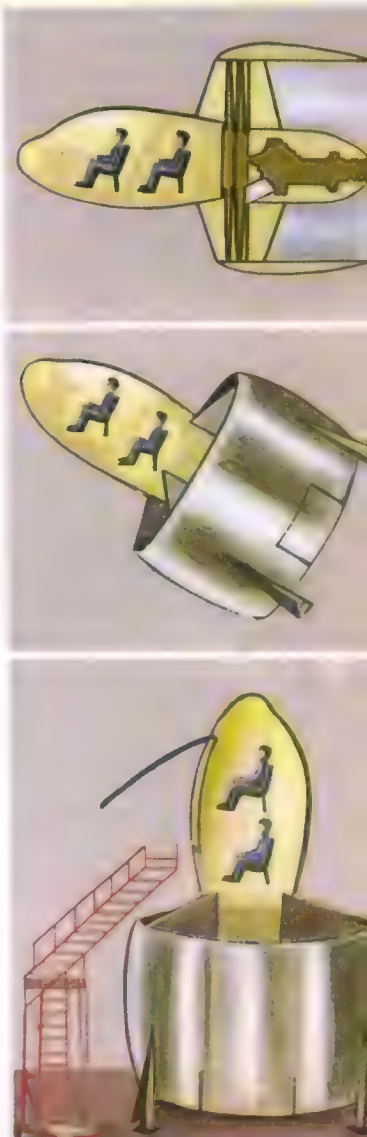
3. Der Coleopter ist ein fliegender Motor; sein Ringflügel dient gleichzeitig als Tragwerk und als Schale für ein Staustrahltriebwerk (Zeichnung nach »Interavia«)

digkeit ständig zunimmt. Für die Landung nähert sich der Coleopter mit verminderter Geschwindigkeit dem Landeplatz in 100 bis 200 Meter Höhe; durch steiles Aufrichten wird die Geschwindigkeit vollends auf Null gebracht, damit der Abstieg auf dem Strahl beginnen kann.

Auf Prüfständen der SNECMA wurden bereits Senkrechtstart-Ausführungen der Strahlturbine ATAR 101 erprobt. Ringflügler-Modelle wurden im Windkanal untersucht. Für Senkrechtstart-Versuche wurde ein „fliegender ATAR" geschaffen, der nichts anderes als ein fliegendes Triebwerk mit Treibstoffbehältern und Fernsteuerungsgeräten innerhalb der Verkleidung ist.

Hauptvorzüge des Coleopters sind – von zahlreichen technischen Feinheiten abgesehen – seine größere Wirtschaftlichkeit und die Möglichkeit des schnellen Alarmstarts. Vergleicht man Coleopter und Planflügler gleicher Transportleistung, schneidet ersterer tatsächlich besser ab: Fluggewicht nur 63 Prozent, Flugwiderstand nur 78 Prozent, Konstruktionsgewicht gar nur 46 Prozent. Hinzu kommt der Verzicht auf die kostspieligen geräumigen Flugplätze.

Die Zahlen werden letzten Endes nur den Fachmann interessieren, der Laie fühlt sich allein durch das von Zborowski entworfene Zukunftsbild für die zivile Luftfahrt mit Coleopter angesprochen: die Langstreckenflugzeuge werden mit Propeller- und Strahlturbinen ausgerüstete Planflügler wie bisher sein, auf Kurz- und Mittelstrecken werden sich dagegen die wirtschaftlicheren Coleopter durchsetzen. Die drei- bis viersitzigen Klein-Coleopter werden wirtschaftliche Verkehrsmittel für den Privatmann sein, dem sie Freiheit der Wahl von Reisezeit und Reiseziel gewähren.



4. Der Coleopter startet vertikal wie eine Rakete, geht in der gewünschten Höhe in Horizontalflug über (daher müssen die Passagiersitze schwenkbar sein) und landet aufrecht auf dem Strahl der Triebwerke

PARIS (PONT NEUF)
SIEBDRUCK VON
WILFRIED RECKEWITZ
(GEB. 1925)

AUF DEN SPUREN DER URZEUGUNG

VON Dr. HARALD STEINERT

Über dem „Punkt Null" der Erdgeschichte liegt noch immer das Dunkel des Nicht-Wissens. Dieser bedeutungsvollste Moment unseres Planeten repräsentiert das Ende des „Sternenzeitalters" – wo die Erde als selbstleuchtender Planet durch den Weltraum zog – und den Beginn der eigentlich „irdischen" Entwicklung, als sich die Glutmasse des Erdballs mit einer verdunkelnden festen Kruste von Gesteinen zu überziehen begann. Von diesem Augenblick an gibt die Erde „dokumentarische" Nachrichten über ihre Entwicklung, vermerkt in Steinen und Mineralen.

Astronomische Überlegungen datieren diesen wichtigen Moment im Verein mit den Altersbestimmungen irdischer Gesteine auf Grund ihres Gehalts an radioaktiven Substanzen, der zuverlässigsten geologischen Uhr, auf etwa viereinhalb bis vier Milliarden Jahre vor dem „Heute". Mit dem „Punkt Null" hebt sich der Vorhang der irdischen Bühne über dem großartigen Schauspiel der Erdhistorie. Mitwirkende: Wind und Wasser, Sonnenstrahlung und kosmische Ultrastrahlung, Vulkane und merkwürdige gebirgsformende Kräfte des Erdinnern, dazu als jüngste Akteure die „Lebewesen" – jene seltsamen Anhäufungen von Atomen, die sich in ihrem Aufbau von jedem Mineral oder Gas grundlegend unterscheiden und durch Stoffwechsel und Vermehrung plus Vererbung diese Atomstruktur seit Urzeiten bewahren. Zweifellos ist das Leben in seinen unzähligen Formen die seltsamste Erscheinung auf dem Erdball – und zwar nicht einmal so sehr wegen seiner problematischen metaphysischen Eigenheiten. Naturwissenschaftlich gesehen bedeutungsvoller ist die Tatsache, daß sich in den Lebewesen normale Atome, wie sie sich in jedem Mineral finden, zu ungewöhnlich komplizierten Systemen zusammenschließen – zu Systemen, die unter den „Lebensbedingungen" des Erdballs eigentlich gar nicht existenzfähig sind und theoretisch sehr schnell wieder in ihre anorganischen Bestandteile zerfallen müßten. Mit ganz besonderen Kunstgriffen, unter Ausnutzung von Fremdenergie, Ablösung „verbrauchter" Einheiten durch „junge" neue Einheiten verstehen die Lebewesen jedoch ihre seltsame Eigenstruktur zu bewahren und sich dem völligen Abbau zur Mineralsubstanz zu entziehen.

Wann und weshalb diese Akteure der Erdgeschichte auf der Bühne erscheinen, ist eine Frage, die schon immer das menschliche Denken anregte. Der mosaische Schöpfungsbericht ist das bedeutendste Dokument der Frühzeit zu diesem Problem. Seit seiner Niederschrift wurden immer neue Deutungsversuche unternommen. Bis vor rund 125 Jahren bestand jedoch das einzige Resultat in der klaren Erkenntnis, daß heute kein lebendes Geschöpf mehr aus toter Materie entsteht. Erst der Chemiker Wöhler schlug mit seiner Harnstoffsynthese eine gewisse Brücke zwischen der „toten" und der „belebten" Materie, als er nachwies, daß Harnstoff – ein typisches Stoffwechselprodukt höherer Tiere – auch in der Retorte erzeugt werden kann. Damit war bewiesen, daß die Atombausteine der Lebewesen grundsätzlich gleicher Natur sind wie die der anorganischen Welt. Wenige Jahrzehnte später brachte Darwins „Entstehung der Arten" eine starke Vereinfachung des Problems. Denn Darwin zeigte, daß die ganze Fülle der Organismen durch Höherentwicklung aus einem unendlich primitiven Ur-Lebewesen entstanden sein kann. Seither gilt es nur noch, die erstmalige Entstehung dieses chemisch-physikalisch relativ einfachen Ur-Lebewesens zu klären, aus dem der Stammbaum der tierischen und pflanzlichen Organismen entsproß.

Auf die Frage nach der Herkunft dieses Urgeschöpfes gibt allerdings das steinerne Dokumentenarchiv der Erdgeschichte keine Antwort. Immerhin zeigt sich beim Rückwärtsblättern in seinen Seiten, daß entsprechend den Vorstellungen von der Höherentwicklung der Organismen die höheren Lebewesen erst nach und nach erscheinen: Vor einer Jahrmillion etwa der Mensch, vor 150 Jahrmillionen die ersten Vögel, vor 200 Jahrmillionen die Säugetiere, vor 250 Jahrmillionen die ersten Landwirbeltiere usw.

Das älteste erhaltene Dokument aus der irdischen Lebensgeschichte – es wurde erst vor gut einem Jahr durch die amerikanischen Forscher Prof. Dr. Taylor und Prof. Dr. Baarghoorn entdeckt – datiert vor rund zwei Milliarden Jahren und stammt aus einer Feuersteinschicht am Ufer des Lake Superior. Es zeigt eine Lebewelt, die ausgezeichnet in die Vorstellungen von der Entwicklung der Organismen paßt. Diese Lebewelt besteht aus einer mikroskopisch

kleinen Flora von einzelligen koloniebildenden Algen, primitiven einzelligen Pilzen und Andeutungen einer „Fauna" von einzelligen Tieren – sämtlich Meeresbewohner. Der Fund gibt eine Vorstellung von den unendlich bescheidenen Anfängen des Lebens aus Zeiten, als das Blau der Meere noch leer war von jedem „sichtbaren" Geschöpf, und die Kontinente tote Stein- und Sandmassen bildeten.

Gegenüber dem theoretisch vermuteten Ur-Lebewesen ist diese Lebewelt aus dem Feuerstein vom Lake Superior schon hoch entwickelt. Tiere und Pflanzen bestehen bereits aus „Zellen" – mit Trennung in Zellwand, Zellinhalt und Zellkern als Vererbungsträger – und haben die Vermehrung aus „Sporen" schon entwickelt. Das deutet an, daß diese Lake-Superior-Organismen keineswegs am Anfang stehen, sondern daß sich die eigentliche Entstehung des Lebens bereits erheblich früher abspielte. Eine „verstümmelte" Nachricht aus der Zeit vor etwa 2,5 Mrd. Jahren zeigt an, daß damals bereits Leben existierte (es handelt sich um Kohlenstoff aus einem kanadischen Kohlenschiefer, der nach den Untersuchungen des Finnen Prof. Rankama organischer Herkunft sein muß). Über die vorhergehenden Zeiträume gibt es keine dokumentarischen Belege, und es ist aus geologischen Gründen wenig wahrscheinlich, daß jemals wesentlich ältere entzifferbare Nachrichten aufgefunden werden.

Unter dem Blickpunkt der modernen „Molekularbiologie" sind die Lebewesen nichts anderes als besonders große und ungewöhnlich komplizierte organische Moleküle, das heißt „Atomgebäude", die im Gegensatz zu den anorganischen Molekülen aus sehr zahlreichen und kompliziert angeordneten Atomen bestehen; Eiweiße und Nukleoproteine, die ausschlaggebenden Bausteine, setzen sich aus Hunderttausenden oder sogar Millionen von Atomen zusammen. Die Anordnung der einzelnen Atome im Molekül – die Struktur – und das Zusammenspiel der verschiedenen Moleküle gibt den Organismen die eigentümlichen Eigenschaften des Stoffwechsels und der Vermehrung, mit denen sie sich gegen die abbauenden Kräfte ihrer Umwelt zur Wehr setzen. Theoretisch könnten solche Grundbausteine des Lebens auch heute durch zufälliges Zusammentreffen geeigneter Atome jederzeit entstehen. Praktisch jedoch ist solche „Urzeugung" in dem heutigen Milieu der Erdoberfläche undenkbar, da die „Lebensmoleküle" schon während ihrer Synthese durch die zersetzenden Kräfte des Luftsauerstoffes, des Wassers usw. wieder zerstört würden.

Die Entstehung der ersten Lebewesen muß also in einem Milieu vor sich gegangen sein, das die „Synthese" der Lebens-Atome begünstigte und den Abbau durch Umweltkräfte verlangsamte. Solche Bedingungen herrschten auf der Erde nur einmal in ihrer Geschichte – nämlich kurz nach dem „Punkt Null", nach der Erstarrung der ersten Gesteinskruste – in dem gleichen Zeitraum also, auf den auch die Versteinerungs-Dokumente der ersten bekannten Organismen hinweisen. Damit ergänzen sich die „Indizien" und theoretische biochemische Vorstellung auf das beste.

Nun ist bisher unser Wissen über den Zustand der Erdoberfläche kurz nach der Erstarrung der Gesteinshülle ziemlich ungenau – gegründet auf Vergleichsbeobachtungen aus der Astronomie, auf theoretische Erwägungen über chemische und physikalische Vorgänge und auf gewisse Experimente. Immerhin stimmen alle diese Überlegungen insoweit überein, als sie die Erdoberfläche jener Zeit vor drei bis vier Jahrmilliarden als eine Art chemischen Laboratoriums zeigen. Bei vielleicht 700 bis 800 Grad Celsius bildeten sich die ersten festen Gesteine. Längere Zeit danach, bei ungefähr 100 Grad begann die Kondensation von Wasser aus der Gashülle des Erdballs. Doch dann blieb die Erdoberfläche immer noch unruhig, Gebirge hoben sich in schneller Folge und wurden sicher auch ebensoschnell wieder abgetragen. Flüssiges Magma durchbrach immer wieder die feste Kruste und erstarrte unter Abgabe von Wärme und neuen Gasen. Die heiße Atmosphäre befand sich in höchster Turbulenz, dauernde heftige Gewitter gingen aus einer dichten Wolkendecke nieder, die den Erdboden in dauerndes Dunkel hüllte. Wasser und Gesteine waren weit wärmer als heutzutage. Vermutlich war die Lufthülle des Erdballs fast sauerstofffrei – dieses leicht reagierende Gas war noch an die Gesteine gebunden. Dafür waren dem Luftstickstoff Gase aus der „Erstarrungszeit", die „Exhalationen" der Vulkaneruptionen und erstarrenden Laven beigemengt: Wasserstoff, Ammoniak, Methan, vielleicht auch Stoffe wie Salzsäure und andere leicht flüchtige „Halogen-Elemente". Alle diese chemisch leicht reagierenden Substanzen waren natürlich auch in dem Wasser der Meere vorhanden.

Dieses ungewöhnliche Milieu muß Zufalls-Synthesen der verschiedensten Stoffe ungemein begünstigt haben. Der Schluß, daß bei diesen Synthesen auch die ersten organischen Moleküle entstanden, liegt nahe . . .

Beweise zu dieser These lieferten in den beiden letzten Jahren einige aufsehenerregende „Schöpfungsexperimente", in denen die beiden amerikanischen Forscher S. L. Miller und McNevin versuchten, die Milieubedingungen der „Schöpfungszeit" kurz nach „Punkt Null" der Erdgeschichte nachzuahmen. S. L. Miller ließ bei seinen Versuchen typische Bestandteile der Ur-Atmosphäre (Ammoniak, Methan u. a.) aus einer Lösung verdampfen und dann wieder in einem Kühler kondensieren. Dabei wurde durch elektrische Entladungen von etwa 100 000 Volt der chemische Reaktionsbeschleuniger „Blitzentladung" in diesen Vorgang eingeschaltet. McNevin ließ über erhitzte Kieselsäure – als Repräsentanten der heißen Gesteine der Erdkruste – Lösungen von Gasen wie Methan, Kohlendioxyd usw. fließen. In beiden Fällen fanden sich nach Beendigung der Experimente in der „Endlösung" tatsächlich typische „Lebensbausteine"! S. L. Miller erhielt vor allem verschiedene Aminosäuren, die Bausteine der Eiweiße, McNevin neben noch nicht näher analysierten harzartigen Stoffen sogar Porphyrin. Porphyrin ist bereits einer der höherentwickelten Bauteile der Organismen, nämlich das Grundmolekül des Blattgrüns und des roten Blutfarbstoffs, der Substanzen, die für die Atmung beziehungsweise die Stärkegewinnung der Pflanzen aus der Luftkohlensäure und Sonnenenergie sorgen.

Mit diesen Experimenten schließt sich eine Beweiskette. Denn sie zeigen, daß unter den Bedingungen, die man im Zeitraum der Lebensentstehung auf dem Erdball vermuten darf, wirklich aus anorganischen Grundsubstanzen „organische" Substanzen sich haben bilden können. Da sich solche Reaktionen und Synthesen auf der Erdoberfläche sicher unzählige Male abspielten, und das über Zeiträume von Hunderten von Jahrmillionen, mögen sich die Urmeere zunächst mit großen Mengen solcher „organischen Grundmoleküle" angefüllt haben. Und sicher entstanden bei diesen billionenfachen „Schöpfungen" von Lebens-Molekülen auch immer wieder noch kompliziertere Strukturen als die einfachen Aminosäuren – solche Strukturen nämlich, die eine Art „Stoffwechsel" aufwiesen und die man folglich als erste Lebewesen ansehen kann. Ihnen mögen die umherschwimmenden einfacheren organischen Moleküle die erste Nahrung geboten haben, bis erste Pflanzen die Assimilation „erfanden" und damit die Sonnenenergie auszunutzen begannen, um aus rein anorganischer Kohlensäure neue organische Nahrung für sich und die „Tiere" – die ja nur von der Produktion der Pflanzenwelt leben – zu schaffen.

Die Frage, wie aus den sehr einfachen Ur-Molekülen – wie sie nachweislich in den Ur-Meeren entstanden – die größeren Einheiten der Organismen sich formten, bleibt noch ungeklärt. Aus der physikalischen Chemie weiß man, daß durch die „Oberflächen-Anziehungskräfte" der Moleküle diese zu größeren Einheiten zusammentreten können. Man kann sich sogar – nach Vorstellungen des Russen Oparin – denken, daß die ersten organischen Moleküle einen ersten „Kampf ums Dasein" führten, um aus der Masse der in ihrem Lebensraum vorhandenen Bausteine sich die besten und wertvollsten anzugliedern. Doch klaffen zwischen der Entstehung der Lebensmoleküle einfachsten Baus und ihrer Formung zum funktionsfähigen Organismus noch Wissenslücken, die Forschergenerationen beschäftigen werden. Sie auszufüllen, würde bedeuten, daß man auch diese Vorgänge chemisch-synthetisch nachahmen – also Lebewesen schaffen kann!

Daß sich bei solchen Synthesen, wie sie sich auf dem Erdball in der „Schöpfungszeit" abspielten, auch schon so komplizierte Stoffe wie das Porphyrin bilden konnten, führt auch zur Revision altvertrauter „Rätsel" des Lebens. Denn die komplizierte Struktur dieser Moleküle, ihre Funktionsfähigkeit als Motor der biochemischen Lebensabläufe, führte immer wieder zu der Frage, welcher eigentümlichen „Entwicklungsfähigkeit" die Organismen diese Bausteine verdanken. Jedoch – die ersten Lebewesen entwickelten nichts. Sie entstanden aus „Fertigbauteilen", die schon vorhanden waren und aus der Fülle der Reaktionsprodukte in Luft und Wasser der Urmeere übernommen werden konnten. Die „Bausteine" mit den wichtigsten Eigenschaften standen zur Verfügung. Aus solchen Bausteinen, die die besten Möglichkeiten für die Erhaltung des Gesamt-Organismus im Kampf gegen die Umwelt, im Kampf gegen die Abbaukräfte boten, entstanden die Lebewesen. Vielleicht standen Millionen verschiedener Typen von Molekülen aus der Syntheseproduktion damals vor vier Jahrmilliarden bereit. Von ihnen überlebten ein paar Dutzend oder hunderte die Schöpfungszeit, weil sie „leben" lernten. Die übrigen verschwanden wieder, wurden von den „Lebensfähigsten" aufgezehrt oder chemisch zersetzt. Das Leben hat es inzwischen verstanden, sich trotz aller Wirren und Katastrophen auf dem Erdball weiterzutragen, höher zu entwickeln . . . zu denken und sich selbst zu erkennen.

Schöne alte Städtebilder

Von F. L. Ronnenberg

Geschäftstüchtige Manager haben während der letzten Jahre die Reiselustigen in aller Welt immer wieder aufgefordert, sofort nach Deutschland zu fahren, wenn sie noch Ruinen sehen wollten. Die amtliche deutsche Fremdenverkehrswerbung lud dagegen gleichzeitig zu einem Besuch im „romantischen" Deutschland ein: zwei Wege in unsere Heimat, wie sie verschiedenartiger kaum gedacht werden können. Aber irgendwie sind sie doch typisch für unser Leben heute, für die Situation, vor der wir stehen und für die Fragen, mit denen wir uns auseinandersetzen müssen. Was soll bei dem Ausmaß und Tempo des vom Zwang der Not diktierten Aufbaus deutscher Städte noch ein Hinweis auf die großen Denkmäler früherer Jahrhunderte, eine Erinnerung an stillverträumte, vom Sturm der Zeit verschont gebliebene Winkel? Ist angesichts der großen Erfolge des materiellen Neubaus eine historische Besinnung überhaupt noch angebracht? Niemand wird ernstlich behaupten wollen, es ginge darum, jetzt mittelalterliche Städte zu bauen. Aber wie gebaut wurde, das sollte man sich öfter vergegenwärtigen; denn das bedeutet, zeitlose Gesetze des Gestaltens zu erkennen. Es gilt, eine Brücke zu schlagen von der Vergangenheit in die Gegenwart und so die Aufgaben von heute besser zu verstehen.

Nirgends entstanden die Städte des Mittelalters unabsichtlich oder zufällig, immer ging ihnen ein schöpferischer Gedanke, ein baukünstlerischer Willensakt voraus. Bald war es eine alte Römersiedlung, bald ein Kreuzungspunkt wichtiger Straßen, bald ein Flußübergang, ein Paß oder ein Hafen, an den die Gründer in ihrer Planung anknüpften, um bewußt Neues zu schaffen.

Wenn man für dieses Entstehungsstadium der mittelalterlichen Städte auf deutschem Boden, für die Zeit vom 9. bis zum 12. Jahrhundert, freilich schon an das altvertraute malerische Aussehen denkt, das die Orte später erhielten, macht man sich eine falsche Vorstellung. Zunächst war nämlich der Gegensatz zwischen Stadt und Land bei weitem nicht so ausgeprägt wie heute. Wer damals hinter die im 9. und 10. Jahrhundert errichteten Steinmauern blicken konnte, fand bei aller Bedeutung, die Handel und Handwerk spielten, kaum andere Verhältnisse vor als in großen Bauerndörfern. Es gab dort viele „Ackerbürger", die genau so wie die Bauern draußen ihre vor den Toren liegenden Felder bestellten oder ihre Viehherden weideten. Die Häuser waren klein, lichtlos und unansehnlich, die Straßen eng und noch bis ins 14. Jh. hinein nirgends gepflastert.

Auch von der Zahl und Größe der Städte macht man sich bisweilen kein richtiges Bild. Sorgfältige Schätzungen haben inzwischen ergeben, daß man für das 9. Jahrhundert kaum mit mehr als 40 städtischen Siedlungen in Deutschland rechnen kann. Im 10. Jahrhundert stieg diese Zahl durch Neuverleihung von Marktrechten auf etwa 90 an und erhöhte sich dann in den folgenden beiden Jahrhunderten sprunghaft auf 140 und 250. Am stärksten war der Zuwachs, seit die Elbe-Saale-Linie von den mittelalterlichen Kolonisatoren nach Osten überschritten wurde. So zählte man am Ende des 13. Jahrhunderts bereits 2000 und im Spätmittelalter sogar rund 3000 Städte in Ost und West zusammen, ein Resultat, das sich übrigens bis auf den heutigen Tag kaum mehr änderte.

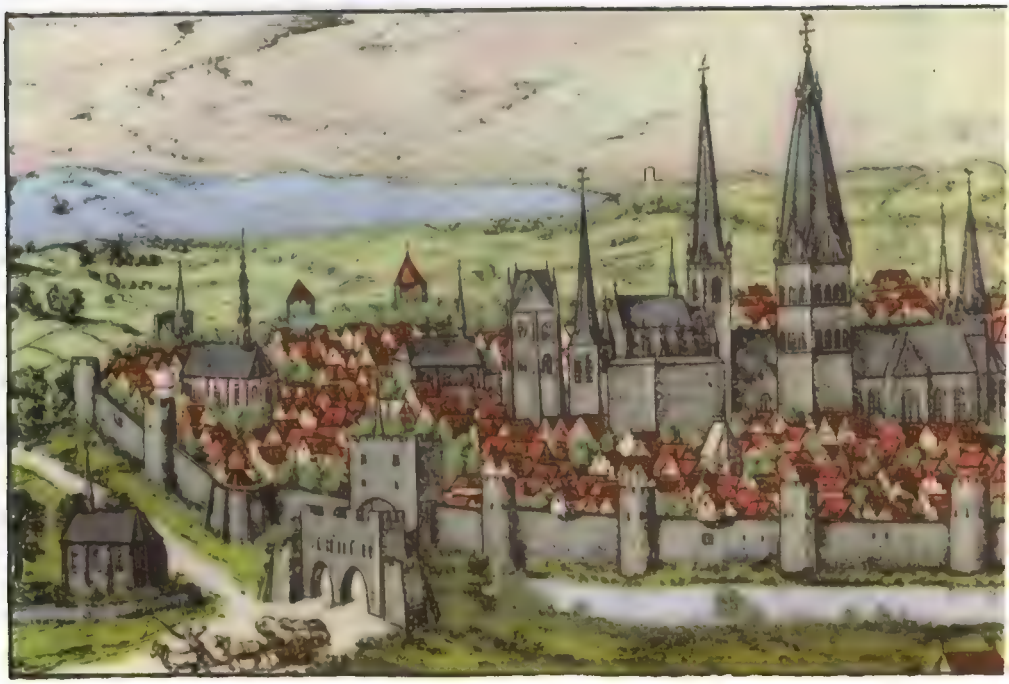
Um jedoch diese Zahlen mit den jetzigen Verhältnissen treffend vergleichen zu können, muß man stets bedenken, daß damals lediglich ein kleiner Prozentsatz der im Hochmittelalter rund 10 bis 12 Millionen betragenden deutschen Bevölkerung in Städten lebte. Praktisch müssen wir uns die Dinge so vorstellen, daß es um das Jahr 1500 nur etwa zwölf bis fünfzehn „Großstädte" gab, die jeweils mehr als 10 000 Einwohner hatten. Hinzu kommen fünfzehn bis zwanzig Mittelstädte mit je 2000 bis 10 000 Einwohnern, 150 Städte mit 1000 bis 2000 und 350 Orte mit 500 bis 1000 Seelen. Die ganze übrige Masse von 2450 Städten gehörte demnach zu einer Gruppe von Siedlungen, die zwischen

Die vier folgenden Städtebilder wurden nach kolorierten Kupferstichen des Werkes von Georg Braun und Franz Hogenberg »Civitates Orbis Terrarum« (erschienen 1572–1618) reproduziert

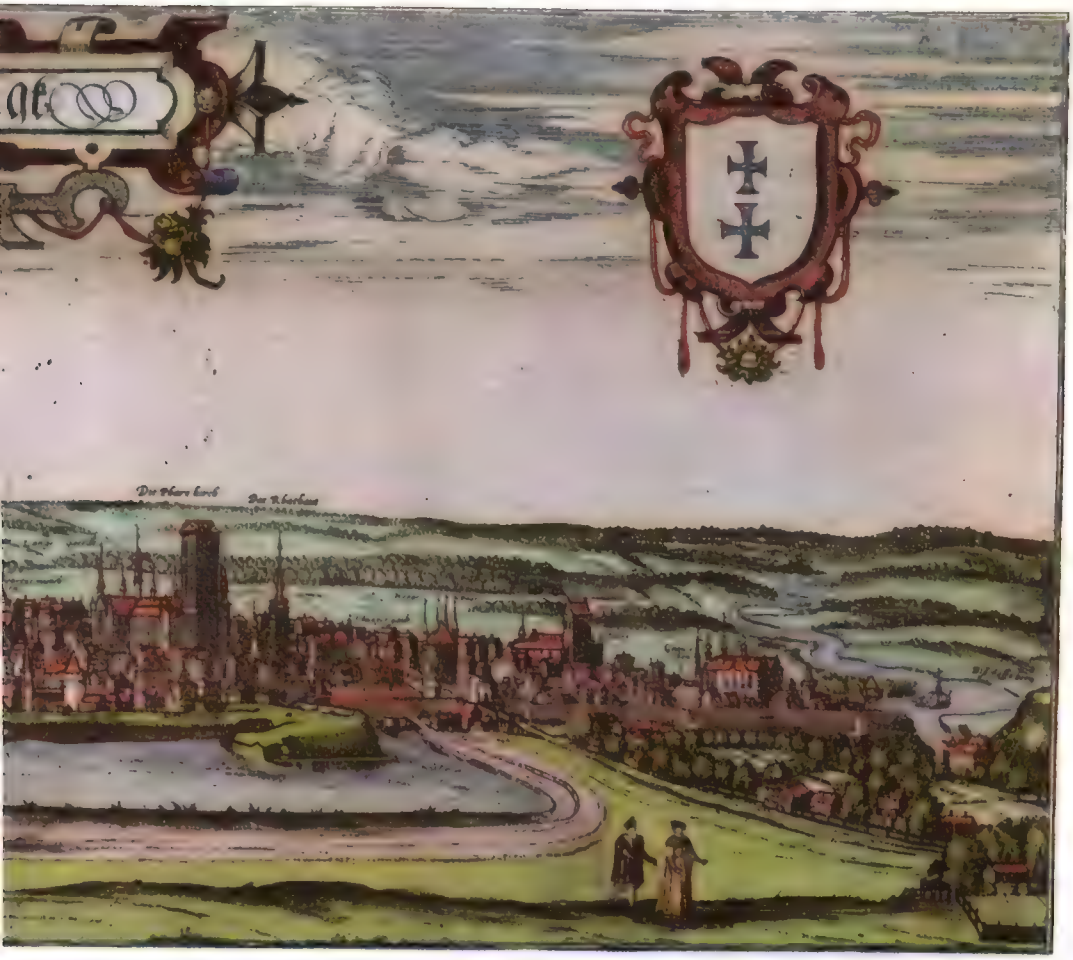
CHILONIVM.
A. Ecclesia Cathedr. B. Forum
C. Curia D. Xenodochium E. Domus HENRICI

KIEL

DANZIG



SOEST



MÜNCHEN

100 und 500 Menschen in ihren Mauern beherbergten, folglich nur aus 20 bis 100 Haushaltungen bestanden haben können.
Diese Überlegungen geben einen weiteren Hinweis für die Beurteilung der ehrwürdigen äußeren Gestalt, die diese Orte dann im Hoch- und Spätmittelalter erhielten. Fern von allen romantisierenden Anschauungen erscheint das, was geleistet wurde, erst im Spiegel der nüchternen Zahlen so bedeutungsvoll, wie es wirklich gewesen ist. Gleichgültig, ob man die himmelragenden gotischen Kirchen betrachtet, die alten Rathäuser, die mächtigen Mauern mit ihren malerischen Wehrgängen und Tortürmen, die spitzgiebeligen Fachwerkhäuser oder die Anlage einer von Laubengängen eingefaßten Straße, einer Brücke oder eines Marktplatzes – man sollte daran denken, daß hinter diesen kulturellen Leistungen nur in den seltensten Fällen eine stattliche Bürgerschaft stand.
Daß die Menschen des Mittelalters für ihre praktischen Aufgaben künstlerisch gestaltete Lösungen fanden, das liegt an der Einheitlichkeit und inneren Ordnung, die allen Lebensformen der Zeit ihr charakteristisches Gepräge gab. Mit anderen Worten: die Schönheit des mittelalterlichen Stadtbildes, die uns heute fast unerreichbar scheinende Geschlossenheit der Gesamtanlage war nicht nur den herrschenden architektonischen Regeln zu verdanken, sie entwuchs völlig selbstverständlich und beinahe zwangsläufig den Gestaltungsgesetzen einer durch die Religion in sich fest gefügten Gesellschaft. Kirche, Marktplatz, öffentliche Gebäude und Bürgerhäuser waren die Stufen einer Rangordnung der Werte, der sich alles mit unnachahmlichem Geschick und Takt eingliederte. – Um diese Überlegungen zu veranschaulichen, sind hier aus der Fülle der von Georg Braun und Franz Hogenberg Ende des 16. Jh. gesammelten oder gefertigten Kupferstiche Ansichten von je einer Stadt aus dem Westen, Süden, Norden und Osten Deutschlands wiedergegeben.
Das heute nur 30 000 Einwohner zählende Soest (Abb. 3) war im Mittelalter eine der bedeutendsten und größten Städte auf deutschem Boden. Durch seine günstige Lage am Hellweg, der wichtigsten Handelsstraße zwischen Rhein und Weser, sowie durch die Möglichkeit der Salzgewinnung bot dieser Platz schon im Zeitalter der Ottonen alle Vorbedingungen für das Heranwachsen eines wichtigen Marktes. Bereits im 12. Jahrhundert trieben die Bürger der Stadt Ostseehandel über Schleswig und Wisby hinaus bis nach Nowgorod. Um 1120 schufen sie sich ein geschriebenes Recht, das dann später als Soester Stadtrecht vorbildlich für viele andere Orte, selbst so überragende wie Lübeck und Hamburg, wurde. Und um die gleiche Zeit errichteten sie ihre berühmte romanische Basilika, den Patrokli-Dom, der wie auf dem Kupferstich des 16. Jahrhunderts auch heute noch das Wahrzeichen von Soest ist.
Zu einer Zeit, als Soest längst zu den namhaften Mitgliedern der in aller Welt bekannten deutschen Hanse gehörte und über 20 000 bis 30 000 Einwohner in seinen Mauern beherbergte, war München (Abb. 4) noch eine unscheinbare Kleinstadt. Heinrich der Löwe hatte den Ort 1158, mitten im Jahrhundert der Städtegründungen, ins Leben gerufen. Und er hatte dafür einen günstigen Platz ausgewählt, den Brückenübergang der Hauptverkehrsstraße über die Isar, über den alle Salztransporte von Hallein, Reichenhall und Berchtesgaden in den süddeutschen Raum gelangten. Die Weiterentwicklung der Siedlung stand daher unter einem guten Stern, um so mehr, als München bald zur Residenz erkoren wurde und vor allem in Kaiser Ludwig dem Bayern (1314–1347) einen eifrigen Förderer fand. So war jedenfalls, als Braun und Hogenberg das Bild des Ortes für die Nachwelt festhielten, die Zahl seiner Bewohner immerhin auf 18 000 gestiegen, die Stadt hatte ihrer Bedeutung entsprechend einen imposanten Mauergürtel erhalten, das alte Rathaus zeugte vom Wohlstand der Bürgerschaft, der Blüte des Handels und des Handwerks, und die charakteristischen Türme der Frauenkirche grüßten schon von weitem den herannahenden Wanderer.
Als weniger glücklich erwies sich die um das Jahr 1235 erfolgte Gründung von Kiel (Abb. 1). Auf einem Miniaturareal von 450 Meter Durchmesser wurde eine Stadt angelegt, deren äußeres Bild mit den fast geometrisch rechtwinklig gezogenen Straßen schon auf den ersten Blick eine deutliche Vorstellung von der ordnenden Tätigkeit des fürstlichen Gründers vermittelt. Während jedoch München von Anfang an die Vorteile einer echten Residenz immer wieder zu spüren bekam, blieb Kiel lange Zeit ein Spielball lokaler und dynastischer Interessen. Erst im 19. Jahrhundert wurde der von Braun und Hogenberg dargestellte schöne, aber enge Rahmen der allenfalls 3500 Einwohner zählenden Kleinstadt durchbrochen.

Ähnlich wie Kiel stammten fast alle mittelalterlichen Städte, die im deutschen Osten zwischen Elbe und Weichsel emporblühten, aus der Gründungszeit des 13. Jahrhunderts. Selbst dort, wo die Kolonisatoren an bereits bestehende ältere Siedlungen anknüpfen konnten, erhielten diese ihre bleibende historische Bedeutung doch erst unter dem Einfluß des deutschen Bürgertums. Danzig (Abb. 2) ist dafür das beste Beispiel. Seit im Jahre 1309 hier die politische Gewalt vom Deutschen Orden übernommen wurde, trat ein wirtschaftlicher und kultureller Aufschwung ein, der dem Stadtbild erst seine eigentümliche Note gab. Danzig erkämpfte sich in der Hanse als See- und Handelsmacht einen Platz, dessen Bedeutung allenthalben anerkannt wurde. Gleichzeitig begann es innerhalb seiner Mauern mit großzügigen Bauten, die in ihrer eindrucksvollen Gestaltung den Schlössern und Burgen der Ordensritter draußen durchaus ebenbürtig waren. Damals entstand im Herzen der Stadt die Marienkirche, das schönste Denkmal deutscher Backsteingotik. Ihr 76 Meter hoher stumpfer Turm überragte die Dächer der prächtigen Bürgerhäuser noch zu einer Zeit, als der Deutsche Orden alle Macht eingebüßt hatte, als die Hanse nicht mehr existierte – als Braun und Hogenberg das Bild von Danzig in die Sammlung ihrer Kupferstiche aufnahmen. Und er überragt sie in einer veränderten Welt noch heute: ein Sinnbild des Deutschtums und des mittelalterlichen Bauens zugleich.

BEGEGNUNG MIT DEM ENGEL

ERZÄHLUNG VON HERBERT FRANK

Als Knabe war Matthias Bronner hübsch anzuschauen, und dumm war er auch nicht, nur etwas verträumt. Sein Vater, ein kleiner Postbeamter, hatte ehrgeizige Pläne mit ihm. Im Alter von achtzehn Jahren hatte er ein Erlebnis, das für seine weitere Entwicklung bestimmend wurde. Er sah vor einer Konditorei, ins Anschauen von Süßigkeiten versunken, einen unvorstellbar ärmlich grau in grau gekleideten Jungen mit krankem Gesicht und reichte ihm einen Groschen aus jäh aufsteigendem Erbarmen. Der Junge verstand erst nicht, grapste sodann wie ein Dieb die Münze aus Matthias' Fingern und schnellte fort. Auf der Mitte des Damms erfaßte ihn ein Lastwagen. Er gab keinen Laut, als das Vorderrad ihn zerdrückte.

Aber Matthias hörte – im Augenblick des Unfalls und noch viele Jahre später in der Erinnerung – das Kreischen der Bremsen und die Schreie einiger Frauen und sah den Körper wie ein Häufchen Lumpen unter dem Wagen, bis die hinzueilenden Leute einen Kreis um die Stätte des Unfalls zogen. Da machte er sich davon.

Die Deutung dieses Vorfalls gelang ihm niemals. Er wußte übrigens nicht, daß seine Gedanken, wenn er an manchen Abenden grübelnd in der Dämmerung saß, noch immer um das alte Ereignis kreisten.

Als er vierzig Jahre alt war, mußte er in amtlicher Eigenschaft – er war Steuerbeamter geworden – eine junge Frau besuchen, der vor wenigen Tagen der Mann gestorben war. Das Gefühl, das ihn bei dieser Gelegenheit erfaßte, brachte ihm zum erstenmal seit langer Zeit den Vorfall aus seiner Jugend deutlich ins Gedächtnis zurück, und gleich so stark, daß er das todgezeichnete Gesicht des Knaben vor sich sah, von einer Art Phosphorlicht grünlich beschienen. Die junge hübsche Frau klagte übrigens nicht, sie schien eher gefaßt, lächelte hin und wieder und gab sachliche Auskünfte. Doch die abwesend-zerstreute Art ihres Lächelns verriet Verzweiflung, und Matthias empfand das Bedürfnis, ihr einige tröstende Worte zu sagen und seine Hilfe anzubieten. Aber er tat nichts von dem.

Wochen später erfuhr er von Amts wegen den Selbstmord der jungen Witwe. Er empfand Gewissensbisse, obwohl er nicht aus Herzenskälte, sondern aus Vorsicht geschwiegen hatte. Auch die Deutung dieses Ereignisses gelang ihm nicht.

Mit neunundzwanzig Jahren hatte er geheiratet. Er lernte ein bescheidenes Eheglück kennen. Doch sein ältester Sohn fiel neunzehnjährig im Felde und der jüngste einige

Monate später, fast noch ein Kind. Da war er selber fünfzig und lebte mit der Frau, die grau und etwas grämlich wurde, in einer halbzerstörten Stadt. Das Amt war sein Leben. Außerhalb des Amtes war er unsicher und gedrückt. Vor der Grübelei floh er zu den Büchern, aber die Grübeleien nahmen ihm gleich wieder die Bücher aus der Hand. Er träumte häufig von Erwachen. Er wachte auf und lebte in einer hellen, vernünftigen Welt. Wenn einer ja sagte, dann geschah auch ja. Und wenn einer nein sagte, geschah nein ... Er wurde pensioniert, und seine Frau starb schließlich; da war er sehr einsam und begann zu kränkeln. Er kränkelte viele nutzlose Jahre lang.

Der letzte Winter war für ihn wie ein einziger dunkler Tag, der nicht enden wollte. Dabei fühlte er die Nähe des Endes. Er dachte, daß er den Winter nicht überleben würde, und der Gedanke schreckte ihn nicht. Doch hätte er beim Sterben gerne einen Menschen bei sich gehabt, der ihm die Augen schlösse und das Grab bestellte.

Hin und wieder kam der Arzt. Zweimal in der Woche räumte eine Frau sein Zimmer auf; sie brachte Lebensmittel mit und kochte ihm etwas Warmes. Er hörte kaum je ein gutes Wort von ihr; mürrisch von Natur, ärgerte sie sich noch obendrein über das sinnlos lange Dahinsiechen des alten Mannes. Zweifellos ekelte sie sich auch vor ihm und blieb nur aus Pflicht im Dienst. Er hätte sich dafür entschuldigen mögen, daß er lebte, und obwohl er die Einsamkeit immer mehr fürchtete, war er doch froh, wenn sie ging.

Der Winter war schon vorbei, der Frühling ging vorüber, und er war noch da und erlebte die Wiederkehr des Lichts. Er stand auf, manchmal öffnete er das Fenster und schnupperte hinaus, die Luft war gut wie Medizin, stark wie Gift. Er schloß das Fenster schnell und fühlte den Schauder, der von oben bis unten durch den klapprigen Körper rann. Er rieb sich die kalten Hände und hörte seine Schritte und sah den Sonnenfleck auf dem Fußboden. – Eines hellen Tages wagte er sich die Treppen hinab und machte einen kurzen Spaziergang um den Häuserblock. Von diesem Abenteuer zehrte er eine Woche lang.

Alles ging nun besser. Der Appetit kehrte zurück. Der Arzt sagte: „Sie haben eine eiserne Konstitution, mein Lieber!“ Nur die Aufwartefrau blieb mürrisch, wurde eher noch unfreundlicher. Sie dachte offenbar nicht daran, sich auf so leichtsinnige Scherze wie die Gesundung eines Sterbenden einzulassen. Während sie den Fußboden scheuerte, ging er auf und ab, er marschierte durch das Zimmer, er stampfte mit dem Fuße auf und ging mutwillig über die noch nassen Stellen. Sie wurde ärgerlich und sagte: „Was stehen Sie hier herum? Sie gehören ins Bett.“ Als er ihr die hoffnungsvollen Worte des Arztes mitteilte, gab sie ein kurzes Grunzen von sich und unterdrückte ein böses Wort. Er stand am Fenster und schaute ihr schmunzelnd zu. Er konnte ihr nicht böse sein, sie war unerbittlich wie die Natur, unbeirrbar wie ein Tier, und die prallen Formen ihres gesunden Körpers, die sich bei der Arbeit verrieten, erheiterten ihn. Er war ganz zufrieden.

Der erste warme Tag, schon beinahe heiß zu nennen, im Mai – er zog sich den Mantel an, setzte den Hut auf, er packte den Spazierstock. Das Zimmer, das er verließ, badete in Sonne. Auf der Straße aber empfing ihn die Kühle des Schattens. Er suchte die Sonnenseite auf und stieß den Stock kräftig auf das glühende Pflaster.

Folgendes geschah. Durch den Innenspiegel eines Barbierladens tappte ein müder alter Mann und verschwand. Matthias Bronner blieb stehen, kehrte um und stand nach mehreren Schritten vor dem Spiegel, dem alten Mann gegenüber. Er nahm den Hut ab, der auf der weißen Stirnhaut eine dunkelrote Spur hinterließ. Er betrachtete sich sehr ernst, so ernst wie in der weitentlegenen Zeit, in der es seine tägliche Gewohnheit gewesen war, sich im Spiegel zu betrachten. Er grüßte damals noch die ganze Menschheit in seinem Bilde, und beim Gruß lächelte er, ein wenig zu verliebt, viel zu siegesgewiß. Das Lächeln mutete jetzt recht schmerzlich und auch lächerlich an, aber es war noch da, unverkennbar, das Gesicht der Jugend war von den Jahren nur angefressen und stellenweise verzehrt. Der graue Schnurrbart hing ein bißchen schief, wie angeklebt, und konnte leicht abfallen, wenn man den Mund verzog. Er nickte sich zu, wieder ernst, zum letzten Mal, und schlurfte weiter. – Er erreichte den Park. Vor dem Eingang zögerte er einige Minuten bei den von Kindern umschwärmten Männern, die Eis und Luftballons verkauften, bevor er sich hineinwagte. Viel Menschen, viel Grün. Es fiel ihm ein, daß Sonntag war.

Wäre auf den Bänken ein freier Platz gewesen, dann hätte er sich gesetzt. Er war noch nicht müde, aber Luft, Licht und Lärm auf einmal waren etwas viel für ihn. Im Sand knirschten hundert Schritte, eine Frau lachte schrill, Kinder jagten vorbei, Gebraus und

Gewoge. Es verschlang ihn nicht. Er schritt durch das Rote Meer, Gott ließ für ihn ein Wunder geschehen, er fand, behutsam mit dem Stock vorwärtstastend, seinen Weg.

Er roch plötzlich Salzluft. Er war einmal in den Schulferien an der See gewesen, und die Luft dieser Tage atmete er jetzt. Vornehmlich die des letzten Tages. Da schritt er, um Abschied vom Meer und von der Sonne zu nehmen, unter den fröhlichen Leuten umher, nicht mehr wie sonst einer von ihnen, sondern von denen, die hierblieben, schon getrennt und abgeschieden. Ich bin gar nicht mehr hier, dachte er verwundert. Ich bin fort, bevor ich noch fort bin. Aber ich komme wieder ...

Er war nie mehr an die See gekommen.

Jetzt, wo er schon im Innern des Parks die umzäunten Alleen entlangschritt, wurde er wirklich sehr müde. Er mußte gleich umkehren. Doch ein sonniger Fleck am Ende des Pfades lockte ihn. Die Kinder, die hier spielten, waren mit dem Backen ihrer Kuchen aus zerbröselndem Sand so beschäftigt, daß sie den Alten nicht bemerkten. Er schaute ihnen zu, zitterte ein wenig und fühlte die Hitze wie eine schwere metallene Kappe, über den bloßen Kopf gestülpt. Denn er trug den Hut, mit dem er sein Spiegelbild begrüßt hatte, noch in der Hand.

Was er nun tat, geschah ohne Überlegung. Er saß auf einmal, und wußte nicht wie, auf seinem Mantel, den er ausgezogen und zum Kissen zusammengerollt hatte, und hielt seinen Stock in der einen, den Hut in der anderen Hand. Die Hitze beglückte und betäubte ihn. Als er einmal aufschaute, waren die Kinder fort. Er mußte also geschlafen haben. Er brütete vor sich hin. – Da fiel etwas mit einem dumpfen Knall, der ihn weckte, und wie er hinsah, lag es im Innern seines Hutes, ein silbernes Geldstück. Er sah auch noch den Mann, der es hineingeworfen hatte.

Die Verwirrung war kurz, gleich darauf handelte er, wieder ohne Überlegung. Er rappelte sich auf, den Mantel mit sich reißend, und tat die ersten noch taumelnden Schritte. Dann rannte er. Der Mann verschwand soeben hinter der Wegkrümmung.

„Heda!“ schrie er. „Sie da ...“

Der Zorn gab ihm Kräfte. Er stolperte dahin, in der Einbildung schien er zu fliegen. Hinter der Wegkrümmung sah er den Mann wieder. Der ging da zwanzig, dreißig Meter vor ihm, mit gebogenem Rücken, gesenkten Kopfes, ein Träumer, der heftig erschrak. „Sie da ... Stehenbleiben ... Sie da ...“ Es war schon Kreischen. Sein Laufen ein kaum noch aufgehaltenes Vorwärtsfallen. „Da ... nehmen Sie ... Was erlauben Sie sich ... Ich bin kein Bettler.“ Er wühlte in seinem Hut, fand die Münze und wollte sie dem Mann in die Hand stopfen. Statt dessen ließ er sie fallen und klammerte sich an den Arm des Mannes. Er keuchte schwer. – Es war ein junger Mensch, achtzehn, höchstens neunzehn Jahre alt. In seinen Augen war Entsetzen. Er versuchte sich zu entschuldigen. Er stotterte. „Ich sah Sie da sitzen ... und dachte ...“

„Nehmen Sie schon“, sagte der Alte keifend. Das Herz hämmerte, er fühlte sich schwindlig, ließ aber den Arm des Verhaßten los und stützte sich auf den Stock. Der Mantel schleifte am Boden. – Der junge Mann bückte sich und hob das Geldstück auf, blutrot im Gesicht, als er sich aufrichtete. „Bitte ... entschuldigen Sie doch ...“, stammelte er. „Ich habe es nicht böse gemeint. Ich bin ...“

„Sie sind ein Narr“, zeterte der Alte. Er sah das Zucken in dem jungen Gesicht, seine Worte trafen wie Hiebe. Das tat ihm mitten im Elend unsäglich wohl. Der dumme Junge, der ihm den letzten Stoß versetzt hatte, war noch in dem Alter, in dem Worte verletzen können, wie Messerschnitte. „Sie sind mein Mörder“, schrie er. „Ich bin ein alter Mann. Ein kranker Mann. Todkrank. Sie haben mich auf dem Gewissen ...“

Er zitterte jetzt sehr stark, die Hand, mit der er sich auf den Stock stützte, geriet ins Schaukeln, und er stürzte. Er kam erst Stunden später zu sich, in einem fremden Bett. Er wußte nicht, wo er war. Den jungen Mann, der sich über ihn neigte, erkannte er nicht wieder und verstand auch nicht den Sinn seiner Worte. Aber das Gesicht gefiel ihm sehr, und er hörte die Stimme gerne.

In den drei Tagen und Nächten, die er noch lebte, ließ das Fieber nicht mehr von ihm. Er sah in seinen Phantasien das Gesicht, einmal verschwommen, dann wieder deutlicher und am deutlichsten, mit brennend großen Augen, furchtbar deutlich in der letzten Stunde, und starb so, nicht erleuchtet, aber mit einer Ahnung.

LYONEL FEININGER
(geb. 1871):
DIE ABREISE

GERHARD DOMAGK

Es ist nicht leicht zu sagen, welche Seite der Persönlichkeit Professor Gerhard Domagks, des namhaften Chemotherapeuten, den tiefsten Eindruck hinterläßt: der Arzt, der Forscher oder der Mensch, der Mann am Mikroskop oder der Gelehrte, dessen Blick auf das Universelle gerichtet ist. Zunächst beeindruckt uns die kluge, gesammelte Sachlichkeit, wenn wir Domagks Gesicht betrachten, dieses Gesicht eines sehr wachen, disziplinierten und unbestechlichen Mannes, dessen Name alle Welt kennenlernte, als ihm 1939 für seine bahnbrechenden Leistungen auf dem Gebiete der Sulfonamidtherapie der Nobelpreis verliehen wurde, den er allerdings erst nach dem Krieg in Stockholm in Empfang nehmen konnte.

An der Gestalt Domagks berührt uns besonders stark eine gewisse Polarität der Anlagen, die zu einer beglückenden menschlichen Synthese gereift ist. Der geniale, der erfolgreiche Mann, dessen ganze Energie auf den Kampf gegen die Bakterien gerichtet ist, dem die Überwindung der Tuberkulose zur Lebensaufgabe wurde, ist zugleich weit entfernt von einer Überschätzung menschlichen Intellekts und Erfolges. Gerhard Domagk ist ein Mann mit Herz, mit einem klaren Blick für das Wesenhafte. Sein Reisebericht „Flug nach Südamerika" spricht, wo es um Anliegen des Menschen und der Menschheit geht, eine geradezu leidenschaftliche Sprache des Herzens: „Heute sind nicht mehr die Bakterien die Hauptfeinde des Menschen, sondern leider die Menschen untereinander." Der Mann, dessen zähe Hingabe an sein Werk Überragendes erreichte, distanziert sich entschieden vom typischen Erfolgsmenschen, den er einen „brutalen, materiellen Menschentyp" nennt, der nur die Sache sieht und nicht das menschliche Anliegen, die innere Aufgabe, den humanitären Auftrag. „Ich bin fest davon überzeugt", bekennt Domagk, „daß eines Tages ein neuer gütiger Menschentyp die Welt bewohnen wird ... Wir als Menschen haben nur die eine Pflicht, dieser gottgewollten Entwicklung nicht entgegenzuarbeiten, sondern mit ihr zu gehen. Das ist das Geheimnis des glücklichen Menschen, der in Harmonie mit der Natur lebt – unabhängig von materiellem Besitzstreben." In wenigen Worten das menschliche Selbstporträt eines modernen Arztes und Forschers, das sich uns unvergeßlich einprägt!

Der Lebensweg Gerhard Domagks verlief zunächst durchaus nicht ungewöhnlich. Der 1895 in Lagow in der Mark Brandenburg geborene Dorfschulmeistersohn studierte Medizin. Frühzeitig gelangte er zu der Überzeugung, es müsse gelingen, den Körper in seinem natürlichen Abwehrstreben gegen die Infektionserreger zu unterstützen. Nach seiner Assistententätigkeit bei Hoppe-Seyler in Kiel und am Pathologischen Institut in Greifswald wird er 1927 Leiter der Abteilung für experimentelle Pathologie und Bakteriologie der Bayer-Werke und 1928 a. o. Professor in Münster. In jahrelanger intensiver Zusammenarbeit mit den Chemikern Mietsch und Klarer findet Domagk 1932 die ersten wirksamen Sulfonamidverbindungen. Er gibt dem Arzt Präparate an die Hand, die es bei rechtzeitiger Behandlung ermöglichen, einen hohen Prozentsatz der Lungenentzündungen in überraschend kurzer Zeit zu heilen. Das Prontosil macht Domagks Namen weithin bekannt.

Hingebend widmet sich Prof. Domagk fortan vor allem dem Kampf gegen die gefährliche Volksseuche der Tuberkulose, die der Chemotherapie eine der schwersten Aufgaben stellt. Als neues Heilmittel wird das Tb. I entwickelt. Der Forscher blickt dabei weit hinaus über die Grenzen der Schulmedizin, frei von wissenschaftlichem Dogma: „Wir nähern uns meines Erachtens immer mehr der sogenannten Naturheilkunde." Seine Arbeit führt zu einer erstaunlichen Wandlung in der Bekämpfung vieler bakteriologischer Infektionskrankheiten, von den Geschlechtskrankheiten bis zur Gehirnhautentzündung, vom Gasödem bis zur Ruhr. Der Schöpfer der Sulfonamidtherapie, die als „weltweite Tat" gefeiert wird, gibt den Anstoß zu neuer Forschung und neuen Heilverfahren.

Kein Wunder, daß Prof. Domagk auch den anderen großen Feind der Menschheit ins Auge faßt, den Krebs, der nach der systematischen Überwindung der Tuberkulosegefahr

Aufnahme: Fritz Eschen, Berlin

zu den bedrohlichsten Zivilisationskrankheiten gehört. Seine Erkenntnis, daß die Sulfonamide Anti-Vitamine sind, der menschliche Körper aber gewisse Anti-Vitamine gegen die pathologischen Wuchsstoffe der Krebszelle herzustellen vermag, läßt ihn auf neue Möglichkeiten in der Bekämpfung des Krebses sinnen. In Gerhard Domagks Persönlichkeit sind auf diese Weise hingebende Hilfe für den leidenden Menschen und gütige Sorge um den Weg der Menschheit ehrfurchtgebietend vereint.

Dr. Peter Paal

DER GUTE RICHTER

Richter Mansfield reiste in seinem nicht allzusehr bevölkerten, aber weitläufigen Gerichtsbezirk umher und hielt an verschiedenen Orten Gerichtstage ab. In einem entlegenen Flecken wurde eine Frau vor ihn gebracht, die von der Bevölkerung der Hexerei bezichtigt wurde. Fast alle Einwohner waren gegen sie eingestellt und behaupteten, sie hätten gesehen, wie sie mit den Füßen aufwärts und dem Kopf nach unten in der Luft schwebte.

Lord Mansfield war ein Psychologe und ein guter Richter. Die Bezichtigungen der Ortsbewohner als Unsinn zu erklären, wäre hier ganz verkehrt gewesen. Er hörte sich die Aussagen der Leute mit großem Ernst an. „Ich zweifle nicht", sagte er schließlich, „daß diese Frau mit den Füßen nach oben und dem Kopf nach unten durch die Luft gesegelt ist, da ihr es ja alle gesehen habt. Aber sie kann nicht bestraft werden. Es gibt in England kein Gesetz, das dies verbietet."

Roy H., ein amerikanischer Zeitungsverleger, wollte seinem Konzern noch eine Zeitung im Mittelwesten anschließen. Er bot dem Eigentümer 640 000 Dollar; dieser verlangte 10 000 Dollar mehr. Schließlich schlug H. vor, durch eine Münze entscheiden zu lassen, ob sein Preis oder der des andern gelten solle. Der Mittelwest-Verleger war damit einverstanden. H. zog ein Vierteldollarstück aus der Tasche, gab es dem andern und sagte: „Werfen Sie es in die Luft. Kopf für Sie; Gegenseite für mich!" Die Münze blieb mit dem Kopf nach oben auf der Erde liegen. Der Mittelwestmann schluckte und steckte einen Scheck über 650 000 Dollar ein, dazu die Orakelmünze, und verabschiedete sich. H. sagte für ein paar Minuten kein Wort. Auf einmal fing er mächtig an zu schimpfen. „Beruhigen Sie sich, Chef", bemerkte sein Sekretär. „Die Würfelidee ging von Ihnen aus." – „Das ist es nicht", stieß H. hervor. „Aber daß er meinen Vierteldollar auch noch eingesteckt hat!"

Mark Twain liebte es, in seinen Unterhaltungen die lapidare Darstellung mitzuteilen, die ein kleiner Junge einmal aus dem Leben des Propheten Elias gab.

„Da war ein Prophet, genannt Elias", erzählte der Knabe. „Eines Tages ging er ins Gebirge. Einige Jungen warfen mit Steinen nach ihm. Da sagte er: ‚Wenn ihr weiter Steine auf mich werft, werde ich die Bären auf euch loslassen, und sie werden euch aufessen.' Und sie taten, und er tat, und die Bären taten."

Die Einwohner von Kalifornien sind berühmt wegen des Stolzes auf ihren Sonnenstaat. – Ein Kalifornier besuchte einst Verwandte seiner Frau im Osten der Staaten. Dabei hatte er Gelegenheit, dem Begräbnis eines Mannes beizuwohnen, der sich zu seinen Lebzeiten keiner besonderen Wertschätzung in seiner Gemeinde erfreut hatte. Der Geistliche fragte bei der Beerdigung, ob jemand noch, wie es Brauch war, ein paar Worte über den Dahingegangenen sprechen wollte. Ein langes und bezeichnendes Schweigen entstand.

Da trat schließlich der treue Sohn Kaliforniens vor und sagte: „Nun, da doch niemand anwesend ist, der etwas über unseren verstorbenen Bruder zu sagen weiß, so würde ich euch bei dieser Gelegenheit gern für ein paar Minuten etwas über Kalifornien erzählen."

Dr. Heinrich Riedel

Die größte Schaffarm der Welt

Der Reichtum Patagoniens / Von Werner Hopp

Argentinien ist das reichste Land Südamerikas. Die Entwicklung, die Viehzucht, Landwirtschaft und Industrie genommen haben, ist erstaunlich, und sie ist, verglichen mit der in anderen Staaten des Kontinents, vor allem durch den hohen Anteil der von Europäern abstammenden Einwohner an der Gesamtbevölkerung Argentiniens zu erklären.

Unter den argentinischen Großlandschaften war es lange Zeit lediglich Patagonien, dem keine besonderen Reichtümer abgewonnen werden konnten. Es erstreckt sich über achtzehn Breitengrade und zeigt vielfältige Gesichter: Tafelländer, Basalthochflächen, Steilküsten, Busch- und Gras-Savannen. Und auch das Klima ist unterschiedlich; im Norden überwiegt warme Trockenheit, im Süden kalte Feuchtigkeit – im äußersten Süden herrscht sogar subpolares Klima: harte Winter, eisige Winde und Schneestürme, karge Grasnarbe auf der Hochfläche und im Gebiet der Südkordillere krüppelhafter Baumwuchs.

Im Aconcaguamassiv befindet sich die Grenze des ewigen Schnees noch in etwa 4000 Meter Höhe (über dem Meeresspiegel), in Patagonien liegt sie schon in 2000 Meter, im Feuerland gar in 900 Meter Höhe (zum Vergleich: Schneegrenze in den Alpen bei 2000 Metern); so aufdringlich macht sich hier der Einfluß antarktischen Klimas bemerkbar. Allerdings wird die Mauer der Anden nach Süden zu immer niedriger. Die tiefliegenden Pässe lassen die feuchten Winde des Stillen Ozeans einströmen, und die Charakterbäume der Südspitze des Erdteils, die Araukarien und die Polarbuchen, beginnen sich auszubreiten; sie bilden feuchttriefende Wälder, das Gestrüpp zäher Bambusarten kommt hinzu und macht den Wald nahezu undurchdringlich; er bietet Schlupfwinkel für den Puma, den Silberlöwen, für Andenfüchse und Wildkatzen. Die Blüten in dieser Landschaft sind wenig farbenprächtig. Der Kolibri trägt hier ein metallisch glänzendes Federkleid – alles hat sich dem monotonen Grau der Umwelt angepaßt.

Spanier durchforschten Patagonien schon im Jahre 1534, aber die rauhe, öde und unfruchtbare, zwischen der Kordillere und der Steilküste am Atlantik gelegene Hochebene sagte ihnen nicht zu. Sarmiento de Gamboa legte Ende des 16. Jahrhunderts an der Magalhãesstraße zwei Siedlungen an; die Bewohner verhungerten. Im Jahre 1605 wurde eine Expedition ausgerüstet; es galt eine Stadt zu suchen, deren Häuser Dächer aus Silber haben und deren Kirchenglocken aus purem Gold sein sollten. Aber die Indianer verstanden es, die lästigen Eindringlinge geschickt in die Irre zu führen. Von den zweihundert Glücksrittern soll nur die Hälfte zurückgekehrt sein, krank, zerbrochen an Leib und Seele. Jahrhunderte vergingen, die fruchtbare Pampa wurde bebaut, der Norden Argentiniens durchforscht; auf der Kordillere an der peruanischen Grenze fand man Silberminen. Nach Patagonien aber wagten sich nur wenige Jäger; sie schossen Silberlöwen und jagten Rebhühner mit Hunden.

Im Jahre 1869 durchstreifte der Engländer Musters in Begleitung von Indianern Patagonien. Er wies als erster auf die Möglichkeit hin, hier Schafzucht zu treiben. Als man 1883 die Indianer endgültig aus der Pampa vertrieben hatte, nahmen argentinische Soldaten, die bis zum See von Nahuel Huapi vordrangen, das Territorium in Besitz. Feste Grenzen erhielt Patagonien erst nach dem Jahre 1902, als der Grenzstreit mit Chile durch den König von England beigelegt worden war.

Englische Schafzüchter hatten derweil schon Ende der achtziger Jahre in Patagonien große Gesellschaften gegründet und geeignete Rasseschafe eingeführt. Deutsche, Chilenen und Kroaten beteiligten sich an diesen Unternehmen, die heute das wertvollste Land, den Küstenstreifen und den Gebirgsrand, in ihrem Besitz haben. Das Küstengebiet ist wegen seiner günstigen Verkehrswege wichtig,

der Gebirgsrand dagegen zeichnet sich durch reichliche Niederschläge aus. Heute werden auf den Weiden südlich des 39. Breitengrades 18 bis 20 Millionen Schafe gehalten, die etwa 70 000 Tonnen Wolle in jeder Schur liefern.

Patagonien ist jetzt in sechs Territorien gegliedert: Neuquén, Rio Negro, Chubut, Santa Cruz, Comodore Rivadavia und Buenos Aires (nicht zu verwechseln mit der 1600 km entfernten Hauptstadt). Auf dieser 775 000 Quadratkilometer großen Fläche leben nur ungefähr 200 000 Menschen, die Hälfte dazu noch in Städten und an Hafenplätzen.

In der Tat war es das Schaf, das Patagonien erschloß – und nicht nur für die Schafzucht: die Ölfelder von Comodore Rivadavia zum Beispiel wurden bei der Suche nach geeigneten Weideplätzen entdeckt. Im Lauf der Jahrzehnte wuchs der Bedarf an Weiden ins Ungeheure; deshalb mußten auch die entlegensten Täler der Vorkordilleren durchstöbert werden; und gerade im Süden fand man günstigere Verhältnisse, als man ahnen konnte.

Ein Reporter, der nach Argentinien gekommen war, um das Leben eines echten Gaucho kennenzulernen, geriet auf der Suche nach diesem Helden bis ins Innere Patagoniens und kam schließlich zur Estancia María Bethety. Im Laufe des Gesprächs fragte er den Besitzer nach der Flächengröße seines Besitzes. „Etwa 10 000 Quadratkilometer", war die Antwort, denn nach Hektar mißt der Schafzüchter Patagoniens seine Estancia nicht. Bei einer durchschnittlichen jährlichen Niederschlagsmenge von 625 Millimeter schätzt man vier Schafe auf einen Hektar Weide, während bei nur 375 Millimeter jährlicher Regenmenge jedes Schaf mindestens einen Hektar Land benötigt. Auf der Estancia María Bethety, wohl der größten Schaffarm der Welt, können etwa 1,5 Millionen Schafe gehalten werden. Der jährliche Niederschlag auf den einzelnen Stationen dieses Besitztums schwankt zwischen 1000 und 300 Millimeter. Glücklicherweise treten in Patagonien ausgesprochene Dürrejahre nicht auf, im Gegensatz zu Australien, wo die Schafe in solchen Zeiten zu Millionen an Futter- und Wassermangel elendiglich zugrunde gehen.

Die Schafschur wird mehrere Wochen lang vorbereitet. Der Chef muß sich auf eine bestimmte Anzahl Waggons festlegen, um den Abtransport der Wolle sicherzustellen. Bei den oft großen Entfernungen zwischen den einzelnen Stationen ist die Organisation nicht ganz leicht; die Zahl der Schafe auf der Schurstation wird begrenzt durch den Vorrat an Futter und Wasser. Es dürfen aber beileibe nicht zu wenig Schafe bereitstehen, denn die Arbeit muß flüssig wie am laufenden Band vonstatten gehen. Die aus Chile angeforderten Kräfte kommen mit Maultieren über die Kordillere geritten, wenige wählen den bequemeren, aber sehr kostspieligen Schienenweg von Valparaiso über Mendoza und Buenos Aires nach Bariloche; nur der Experte, der die Qualität der Wolle nach Feinheit und Länge bestimmt, die bestbezahlte Kraft auf einer Schaffarm, kann es sich leisten, den Weg durch die Luft zu nehmen. Früher kamen die chilenischen Arbeiter der besseren Valuta wegen nach Argentinien, war der Peso argentino doch das Fünffache des chilenischen wert. Heute stehen beide Währungen fast pari; aber der Arbeiter in Argentinien wird besser behandelt und besser bezahlt. Scherer und Hilfskräfte verdienen ausgezeichnet; für das Scheren von hundert Schafen (durchschnittliche Tagesleistung) werden 110 Pesos gezahlt (DM 17,60). Es gibt aber Spezialisten, die es fertigbringen, 200 und mehr Schafe an einem Tag zu scheren. Wenn der große Tag des Schurbeginns gekommen ist, sind die eingezäunten Gatter

Dieser prächtige Corridale-Widder liefert bei seiner Schur 15 kg Wolle; das sind fast 10 kg mehr als der Normalertrag
Die Schermeister, die auf den patagonischen Schaffarmen arbeiten, kommen meist aus Chile

Die Estancia Maria Bethety verfügt über 40 elektrische Schermaschinen; 6000 bis 7200 Schafe können damit täglich geschoren werden

vollgepfropft mit ängstlich blökenden Tieren. Sobald sich der Zugang zum Scherhaus öffnet, drängt sich ungestüm ein endloser Schafstrom in den Raum, wo vierzig Schermeister auf Beute warten. Der scharfe Gestank macht die brütende Hitze noch unerträglicher, Treibriemen knattern, vierzig mechanische Schermesser rattern, aber die Arbeiter sind so vertieft in ihre Arbeit, jeder bestrebt, einen Tagesrekord zu erringen, daß sie darauf überhaupt nicht achten. Mit nackten Armen wird das angetriebene Schaf gepackt, zu Boden geworfen, und schon frißt die Schere das weiße Gold; als schwerer Mantel löst sich, trotz heftig strampelnder Beine, die Wolle, und nach etwa drei Minuten springt das nackte Schaf, plötzlich lächerlich klein geworden, auf und rast der Koppel zu.
Während dieser harten Arbeit werfen junge Burschen die Wolle auf ein Fließband, das zu dem Raum führt, in dem auf langen Tischen die Wolle geprüft und in Qualitätsklassen eingestuft wird. Starke Männer formen die Vliese zu passenden Paketen für die hydraulischen Pressen. Das Ächzen der Maschinenkolosse wird zum Dröhnen, sobald der höchste Druck erreicht ist; dann wird der 180 Kilo schwere Ballen, mit Drahtschleifen verschnürt, zum Lagerschuppen gefahren.
Abends sitzen die Arbeiter, Scherer und Hilfskräfte in Gruppen getrennt, im Freien rings um den Masthammel, der am Spieß schmurgelt. Je sechzig Mann erhalten hundert Liter schweren, roten Mendozawein. Jeder ist bestrebt, ein wenig zu übertreiben, möchte die höchste Leistung vollbracht haben, und wenn der Trunk die Gemüter erhitzt hat, die Anspannung lustiger Fröhlichkeit gewichen ist, ermuntert die Gitarre zum Tangotanz. Der ‚hierva mate' macht die

Nebenstehende Seite: Die auf dem Transportband ankommende Wolle wird sortiert, zu Bündeln geformt und dann in der hydraulischen Presse zu mächtigen Ballen gepreßt (jeder Ballen enthält die Wolle von etwa siebzig Schafen)

FANCETT, PRESTON & CO.

Die geschorenen Schafe wandern zu ihren Weideplätzen zurück – im warmsten Monat des Jahres, im Dezember, werden sie sich nicht erkalten

Runde, und fast kommt es dem Besucher vor, als sei das romantische Gaucholeben zu neuer Blüte erwacht. Aber die schwere Arbeit duldet kein langes Verweilen, noch vor Mitternacht legen sich die müden Vliesscherer zur Ruhe.

Nur großzügige Investitionen konnten Patagonien zu einem wirtschaftlich ertragreichen Land machen. Die beigegebenen Abbildungen von der Estancia Maria Bethety geben einen Begriff, was der Mensch aus fast hoffnungslos armem Ödland hervorzuzaubern vermag. Der sichtbare Erfolg dieser Unternehmen hat auch die nationale Schiffahrt nach dem Süden gezogen und vielen Tausenden Menschen eine zwar harte, aber doch sorgenfreie Existenz geschaffen. Von einigen Häfen führen Staatsbahnen ins Innere. Von San Antonio geht eine Eisenbahn bis Bariloche. Bahía Blanca ist bereits in das Zentraleisenbahnnetz Argentiniens einbezogen worden, und auch Fluglinien überziehen das weite Gebiet.

Patagonien, einst gemiedenes Niemandsland, gefürchtet wegen seines subpolaren, rauhen Klimas, ist heute nicht nur Schafland, sondern auch Touristenland. In der winterlichen Zeit, im Juli und August, lockt der Schi- und Bobsport nach Bariloche, und im südamerikanischen Sommer flüchten Tausende von Familien aus dem „Backofen Buenos Aires" in die kühle Bergwelt des Südens. Hier im südlichen Kordillerenabschnitt schuf die argentinische Regierung verschiedene Naturschutzgebiete, um heimische Flora und Fauna in ihrer Ursprünglichkeit zu bewahren. Vor allem verdient der wunderbare Nationalpark „Nahuel Huapi" Beachtung. Autostraßen durchqueren den 385 000 Hektar großen Park, und alle Hotels liegen in der Nähe smaragdgrüner Bergseen. – Auch in dieser Beziehung also gibt Argentinien allen anderen südamerikanischen Ländern ein Beispiel.

ANNE DE TOURVILLE

SPUK IM TURM

ERZÄHLUNG

„Die Herrin hat befohlen ...“ – „Befohlen ...“ – „Befohlen ...“ – „Das Turmzimmer zu öffnen ...“ – „Leider!“ – „Still!“

Der Befehl ist ausgeführt, es ist Nacht geworden, und alles schläft. Eingeschlafen ist die Herrin, die „Öffnet die Tür“ gesagt hat, ist der, der den Schlüssel herumgedreht hat, und sind die, die den Staub entfernt haben. Und alle Spinnen sind tot, und erstorben ist auch das Feuer, das die Erinnerungen daran verbrannt hat.

Und während die Magd, die das Eingemachte in das Turmzimmer gebracht hat, tief und hingegeben schläft, fangen die Glocken im Turm ganz von selbst an zu läuten.

Und diese Nacht wurde aller Nächte längste und zugleich kürzeste.

Als der erste ungewöhnliche Glockenschlag widerhallte, da wachte hinten im Pferdestall der blöde Pferdeknecht auf und dachte: Hör doch, wie die Kröte singt! Er drehte sich zweimal auf seinem Strohlager und wollte wieder einschlafen, aber Syrien, der schöne Fuchs, bewegte sich in seiner Box, und das Füllen von Pimprenelle tanzte um seine Mutter herum.

Als der zweite ungewöhnliche Glockenschlag widerhallte, begannen die Pferde zu schnauben. Sie warfen den Kopf zurück, und die Einstreu knisterte wie Geäst im Feuer, und es wurde jetzt zur Gewißheit, daß das nicht die Kröte war.

Draußen tobte der Wind wie ein wütender Hund.

Der einfältige Pferdeknecht mit den schlechten Zähnen schüttelte seinen jungen Schopf; sein Kopf war leicht, denn die Dummheit wohnte darin wie ein Rüsselkäfer im Korn, aber dennoch wunderte er sich über die Unruhe dieser Nacht.

Er wunderte sich, und wie er seine Stirn an die Dachluke preßte, sah er die Heuschober dem Mond ihre Aufwartung machen. Es war ein so gelber und runder Mond, daß er Ähnlichkeit mit dem Hinterteil eines Waschkessels an ihm fand. Die große Tanne, die ihn zwischen ihre Äste genommen hatte, leuchtete wie eine Lampe mitten im Land. Rundum bildete das grüne Gras eine Tischdecke, und die Dächer des Schlosses, der Turm mit der Wetterfahne und dem Helm, der zwei Glocken mit seiner mandelförmigen Schale umschloß, leuchteten im Mondlicht. Und als er begriff, daß dieser ganze Lärm von Worten der Glocke herrührte, von diesem Turm, da sprang er aus dem Bett und rief dem Kutscher durch das Schlupfloch der Katzen.

Als sie zum Schloß hinaufstiegen, sahen sie rötlichen Laternenschein: die Leute vom Wirtschaftshof folgten ihnen und spuckten dabei auf die Erde oder knöpften ihre Hosenträger an. An das Tor gekommen, pochten sie mit der Faust dagegen.

Ein in grobes Leinen gekleidetes Mädchen mit Haarflechten wie trockenes Stroh eilte auf den Steinfliesen herbei. Sie sah halbwegs aus wie eine Pflanze, und drei Schultertücher aus rotem und blauem Flanell flatterten ihr verdreht im Nacken.

„Ihr seid es?“ rief sie ihnen zu. „Beeilt euch! Ach! wie ich mich fürchte!“

„Vor was denn?“

„Die Glocken! – Vor den Glocken, die ganz von selbst läuten.“

„Was sagst du da, Cendrine?“

„Die Wahrheit sag ich! Und ganz von selbst, sag ich. Kommt. Wir bleiben hier und beobachten die Glockenseile. Es sind schon drei Leute auf den Glockenturm hinauf – und die Herrin betet.“

Dieses Mädchen, das auch die ‚Lückenbüßerin‘ genannt wurde, beschäftigte man zum Wegfegen dürrer Blätter und zum Schwenken von Flaschen; sie war wenig schlau, aber durchaus ehrlich, und der Pferdeknecht hatte für sie eine ganz große unglückliche Liebe. Sie folgten ihr brav durch endlose Korridore.

Schließlich blieb sie stehen und reichte ihnen eine Muschelschale, die bis oben hin mit einem Schwamm ausgefüllt war.
„Weihwasser", sagte sie.
Die Finger tauchten in das kalte Wasser ...
In der Kapelle sahen sie Leute, die sich in aller Eile angezogen hatten; dumpfe Bestürzung, unaussprechliche Starrheit verliehen ihren Gesichtern einen idiotischen Ausdruck. Vor ihnen hoben und senkten sich unheilverkündend die Glockenstränge – ganz von selbst!
Der Kutscher, dem bei diesem Anblick der Schweiß auf die Stirn trat, schob sich mutig nach vorn. Mit beiden Händen ergriff er eines der beiden Seile: sofort bewegte es sich nicht mehr, und die Glocke schwieg. Er lachte siegesgewiß, und der Pferdeknecht klatschte in die Fäuste. Aber es wurde nur eine kurze Windstille, und danach war es noch schlimmer. Der Glockenstrang bewegte sich oberhalb der Hand, und das Gebimmel ging weiter. So eigenartig und erstickt klang es, daß er erschreckt losließ und sich auf und davon machte.
Und das war wirklich aller Nächte längste und zugleich kürzeste. Denn nun war einwandfrei erwiesen, daß die Glocken ganz von selbst läuteten. Und den Leuten wurde jetzt angst und bange.
Und auf dem Friedhof stieg jetzt die Asche aus der Tiefe herauf.
Und unter den Zurückkehrenden war keiner, der nicht die Gebeine seiner Väter unter seinen Holzschuhen klappern hörte.
In aller Frühe aß der blöde Pferdeknecht friedlich seine Suppe. Er konnte seine Suppe wirklich in Frieden essen und seinen Löffel in der linken Hand halten und selbst die ‚Lückenbüßerin' ein ganz klein wenig anschauen, denn niemand dachte daran, sich über ihn lustig zu machen.
Und die ‚Lückenbüßerin', die ihre Zöpfe um den Kopf gelegt und ihre Schultertücher in Ordnung gebracht hatte, seufzte vor Schlaf, und sie hielt ihre Augenlider über dem dampfenden Eßnapf gesenkt, um in dem milden und warmen Brodem auszuruhen.
Da geschah es, daß die Magd hereintrat, die das Eingemachte in das Turmzimmer gebracht hatte. Sie war sehr bleich. Sie dachte: Die Herrin hat befohlen, das Turmzimmer zu öffnen und das Eingemachte einzuräumen. Das habe ich getan. Zweifellos war das eine ruchlose Tat, denn letzte Nacht haben die Glocken geläutet. Nie wieder im Leben werde ich einen Fuß in dieses Zimmer setzen. Aber noch bin ich nicht fertig mit der Arbeit, noch ist nicht alles Eingemachte hinaufgetragen. Von wem die Arbeit für mich tun lassen?
Sie betrachtete die verschlafene ‚Lückenbüßerin', die ihre Augen über dem Eßnapf geschlossen hielt. Wie rein und rund sie doch aussah und wie gut! So gut, mein Gott ...
Deren Augen richteten sich nach unten, und wie von einer großen Last befreit, fing sie wortlos an zu essen.
Um acht Uhr sah die ‚Lückenbüßerin' Raben auf einer Pappel sitzen.
Um ein Viertel nach acht steckte sie Elsternflügel auf eine Runkelrübe, um eine Vogelscheuche zu machen, weil sie glaubte, daß die Raben auf der Pappel es auf die Kücken abgesehen hätten. Sie bat um eine Schnur, um die Rübe festzubinden. Dann hängte sie sie neben dem Brunnen an einer Stange auf. Und während sie die Runkelrübe betrachtete, wie sie im Wind sich drehte, und die Raben, die nicht herabzukommen wagten ...
Da kommt die Magd, die das Eingemachte in das Turmzimmer gebracht hatte, ganz ganz sachte herbei, bleich und lächelnd, und sie blickt hinter sich. Und ganz ganz freundlich sagt sie:
„Willst du mir einen Gefallen tun, Cendrine?"
„O ja."
„Sagst du es auch niemand?"
„O nein."
„Dann komm und folge mir ohne Schuhe zum Schloß."
Und Cendrine folgte ihr auf bloßen Socken.
Die Magd: „Halte das Servierbrett gut fest. Laß die Töpfe nicht fallen. Geh hinter mir her die Treppe hinauf ... Durch den Hausgang ... Da ist die andere Treppe. Halt! Hier ist es. Jetzt geh voraus."
Cendrine (im Turmzimmer): „Ist das aber rund hier!"

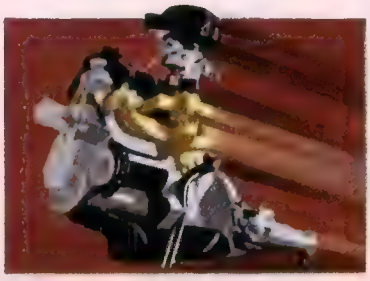
Die Magd (von der Tür aus): „Das kommt daher, daß der Turm rund ist."
Cendrine (im Zimmer): „Ja! Warum hängen denn da zwei Stricke mitten im Zimmer?"
Die Magd (von der Tür aus): „Das ist wegen der zwei Glocken im Glockenturm."
Cendrine: „Ja! Wohin soll ich das Eingemachte stellen?"
Die Magd: „Auf das Gestell, an der Wand entlang, bitte."
Cendrine (mit einem lauten Schrei): „Oh!"
Die Magd (auf der Treppe, ohne Stimme): „Was schreist du denn, Cendrine?"
Cendrine: „Oh! Oh! Wer hat das geschafft? Wer hat das geschafft?"
Die Magd (ohne Stimme): „Was ist denn los?"
Cendrine: „Herbei ... herbei ..."
Die Magd (auf der Treppe, an die Mauer gelehnt): „Ich hab keine Zeit! Was ist denn los?"
Cendrine: „Das ganze Eingemachte ... das ganze Eingemachte. Oh, das arme Eingemachte ..."
Die Magd (riskiert einen Blick, nur einen einzigen): „Alle Töpfe sind offen und verdorben. – Mach sauber, und wirf sie weg. Wenn du fertig bist, gibst du mir Bescheid."
Cendrine: „Aber ..."
Die Magd: „Schweig und geh an die Arbeit ..."
Cendrine (arbeitend): „Oh, ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr, ganz allein und niemand, der mir hilft ... Aber wer hat denn das alles zerbrochen und beschmutzt? Oh, das ist mutwillig getan ..."
Im Hof arbeitete der Fuchs Syrien an der Leine, und der Pferdeknecht stand in der Mitte des runden Platzes. Er schaute finster drein und hätte gar gern seinen Kopf versteckt, und er wölbte die Schultern wie ein Hahn in Erwartung von Regen. Die Sonne stieg immer höher. Gegen elf Uhr rief ihn Cendrine von der Freitreppe. Sie hielt Einmachgläser in den Händen und bat ihn, sie den Hühnern hinzuleeren. Glückselig erfüllte er ihr diesen Wunsch.
... Da geschah es, daß das erste Huhn sich dreimal um sich selber drehte und wie erstarrt hinfiel. Das zweite Huhn drehte sich dreimal um sich selber und fiel wie erstarrt hin. Der Pferdeknecht packte es bei den Beinen und sagte:
„Die Hühner sind tot."
Er machte ein Loch und legte sie hinein. Aber während er sie hineinlegte, da war es um das dritte Huhn geschehn ... Beim dritten verständigte er Cendrine.
„Da sind drei Hühner, die sind nicht mehr am Leben."
„Mach ein Loch und lege sie hinein ..."
Er begrub das dritte, und das vierte starb. Er fuhr fort zu arbeiten, aber sie starben schneller, als der Spaten grub. Er warf sie auf einen Haufen. Und Cendrine machte sich weinend auf, es der Herrin zu sagen.
Die antwortete: „Begrabt sie schnell, bevor der Herr heimkommt. Ich fürchte, wir haben eine große Dummheit gemacht."
Denn hier herrschte der Mann im Wald, und Herrin des Hauses war die Frau, doch in die Verantwortung für den Geflügelhof teilten sich beide. Und als die Herrin wieder allein war, legte sie den Finger an den Mund und dachte: Letzte Nacht hat man mir gesagt: Die Glocken läuten, ohne daß jemand daran rührt. Heute morgen hat man mir gesagt: Die Einmachgläser sind offen und verdorben. Jetzt sagt man mir: Die Hühner sind tot. Ich glaube, ich habe falsch daran getan, diese Tür öffnen zu lassen ... Oder zum mindesten hatte doch meine Mutter ihre Gründe, sie verschlossen zu halten. Welche Gründe wohl?
Der Pferdeknecht, der vierzig Hühner, eins nach dem andern, begraben hatte, fing heimlich an, ein großes Loch auszuheben, um die andern hineinzuwerfen. Cendrine brachte ihm Brot, Speck und Apfelwein, und sie leistete ihm ein wenig Gesellschaft, um ihn aufzumuntern; so sehr tat sie dies, daß die Sterblichkeit der Hühner ihm schließlich Anlaß zur Freude wurde.
Als das Loch fertig war, ging er zu dem traurigen Haufen. Aber der erste Kadaver, den er packte, krähte in seiner Hand und flog davon, und alle andern fingen an zu gackern und sich davonzumachen wie Maikäfer, die ihrer Beine nicht sicher sind.
„Ah!" sagte der Pferdeknecht, „genau so hat es der liebe Gott wohl an Pfingsten gemacht ..." Dann wusch er sich die Hände und ließ sich der Herrin melden.
„Grabt die andern aus", sagte sie.

Und auf der Treppe hörte er Gelächter, weil die Hühner nur total betrunken gewesen waren von den Kirschen in Branntwein, die sie gefressen hatten ...
Er zog seine Holzschuhe wieder an und ging an seine Arbeit; jetzt hieß es, die vierzig Löcher wiederfinden und öffnen ...
Der Tag neigte sich. Der Pferdeknecht kniete am Boden und grub mit den Händen, denn mit dem Spaten hätte er Füße und Flügel durchstochen und die Hälse abgeschnitten. Für viele Hühner hatte das übrigens überhaupt keine Bedeutung mehr. Von Zeit zu Zeit schüttelte er den Kopf und fuhr sich mit dem Handgelenk über den Mund, um die Federn der toten Hühner zu verjagen, die sich da festgesetzt hatten. Er hatte den Apfelwein getrunken und das Brot gegessen. Cendrine war nicht mehr bei ihm; und er fühlte sich wahrhaft allein, wahrhaft elend und müde.
Als das gemacht war, besuchte er Cendrine und stieg hinauf in das Turmzimmer. Sie tat dort seufzend ihre Arbeit und war noch lange nicht fertig damit.
Der Pferdeknecht (in das Turmzimmer eintretend): „Ist das aber rund hier."
Cendrine: „Das kommt daher, daß der Turm rund ist."
Der Pferdeknecht: „Warum hängen denn da zwei Stricke mitten im Zimmer?"
Cendrine: „Das ist wegen der zwei Glocken im Glockenturm."
Er hilft ihr mit dem Flederwisch, mit dem Besen und mit seiner Gegenwart, bedeutet es doch schon sehr viel, in einem so runden Zimmer nicht allein zu sein. Sie arbeiten beide. Die Sonne senkt sich auf den Grassaum hernieder, und die Stunden vergehn, unwiederbringlich. Es ist Nacht geworden, und die Arbeit ist getan.
Cendrine faßt den Staub in ihre beiden Hände und sagt: „Warte hier, und Dankeschön auch. Ich komme gleich zurück und hole dich."
Aber einmal mitten auf der Treppe, hatte sie es vergessen. Der blöde Pferdeknecht wartete lange.
Er wartete lange und dann, da er sehr müde war, schlief er ein. Als man ihn nicht zu Tisch kommen sah, sagte man: „Er wird gleich kommen."
Aber er kam nicht.
Da er ein Idiot war und ihn niemand gern mochte, frug sich auch niemand: Warum ist er nicht gekommen?
Aber alle schauten sie auf Pendeluhr und Glockenturm und frugen sich: Ob sie diese Nacht wohl wieder zur selben Stunde läuten werden wie gestern?
Und als die Glocken um Mitternacht ein zweitesmal zu läuten anhoben, da wachte der Pferdeknecht im Turmzimmer auf. Er war allein.
Er war allein, aber er fühlte sich umgeben von heimlicher Gegenwart. Wie er die Augen öffnete, sah er, daß die Glockenseile sich im fahlen Lichte bewegten; und er gewahrte unheilverkündende Schatten an den Mauern.
Er hörte das Geräusch von zerreißendem Papier und das Geklirr fallenden und zersplitternden Glases, und er sah all die Ratten, die aus den Einmachgläsern die Kirschen in Branntwein fraßen. Er sah all die betrunkenen und taumelnden Ratten, die versuchten, die Glockenstränge hinauf zurück auf den Turmspeicher zu klettern, die herabfielen und wieder hinaufkletterten und die beim Fallen und neuen Kletterversuch die Glocken zum Läuten brachten.
... Und so sehr war er erstaunt, daß er den Mund ganz weit aufsperrte.
Am nächsten Morgen sagte die ‚Lückenbüßerin', die, ihre Füße in der Asche, neben ihm auf einem Reisigbündel saß und Suppe aß, sehr freundlich zu ihm: „Es ist doch drollig, daß gerade du, der du doch so einfältig bist, ja, der Einfältigste von uns allen, daß gerade du es herausgefunden hast ... Denn schließlich hatten doch alle Angst. Und ohne dich wüßte niemand ... Und dennoch bist du ein Idiot."
„Ja", sagte der Pferdeknecht.
„Ein richtiger Idiot", fuhr sie voller Bewunderung fort.
„Ach, ich möchte doch gern einmal wissen, wie du das gemacht hast."
„Nichts hab ich gemacht", sagte er, „ich war einzig und allein dort, und dann hab ich halt hingeschaut."
Dann biß er in eine trockene Brotkruste und dachte nicht einmal daran, sie mit Butter zu bestreichen. Denn wenn er neben der ‚Lückenbüßerin' saß, spürte er nichts mehr von dem Geschmack des Brotes.

Aus dem Französischen von Otto F. Best

Im bewegten Auf und Ab des Verkehrs . . .

gleicht das moderne Automobil immer mehr einem geschmeidigen Tier. Katzenartig schnellt es vor, um sogleich wieder, wie auf Samtpfoten fast, in Beobachtung zu verharren. Besonders angenehm ist es dabei, wenn das Auto ein günstiges Maßverhältnis hat. Auf kleinster Fläche das größte Auto zu bauen, das ist die Idee beim TAUNUS 15 M gewesen. Daß er einen kräftigen Motor, eine sichere Bauart und eine spielend leichte Handhabung besitzt, ist einfach eine Selbstverständlichkeit.



Der schwungvolle Motor mit seinen 55 PS verleiht dem nur 895 kg schweren Wagen eine freudige Beweglichkeit.

Ein Lichtblick für alle Autofreunde — der TAUNUS 15 M

Wie man hört

Vogelschicksale

Tausende von sibirischen Tannenhähern wanderten während des letzten Winters nach Mitteleuropa ein. Obwohl den Ornithologen solche Invasionen seit rund zweihundert Jahren bekannt sind – die letzten erfolgten 1933 und 1944 – und als Ursache allgemein Futtermangel durch schlechte Samenentwicklung der sibirischen Kiefernbestände angenommen wird, erregte die Vogelwanderung diesmal das Interesse weiterer Kreise. Man vermutete, daß die in Sibirien im letzten Jahr wiederholt durchgeführten Atomsprengungen die Vögel aus ihrer Heimat vertrieben hätten. Eine Anzahl der „Einwanderer" wurde daraufhin auf Spuren von radioaktiven Teilchen untersucht; über die Untersuchungsergebnisse ist bisher nichts bekanntgeworden. – Traurige, von Kennern und Freunden der Nordseevogelwelt vorausgesehene Folgen haben die übungsmäßigen Bombenabwürfe auf den Knechtsand bei Cuxhaven gehabt. Einer der schönsten Wattenvögel, die Brandgans, die dort einen ihrer Hauptrastplätze hat, erlitt durch die Bombardierungen schwere Verluste. Bis Februar dieses Jahres wurden nahezu 15 000 tote Brandgänse aufgefunden; der Gesamtverlust wird auf rund 75 000 geschätzt. – Erfreulich ist dagegen die Tatsache, daß es gelungen ist, vom Aussterben bedrohte Vogelarten zu erhalten und bereits für ausgestorben gehaltene Arten wiederzuentdecken. So konnte durch energische Schutzmaßnahmen die bis auf kaum ein Dutzend Exemplare ausgerottete, auf den Hawaii-Inseln beheimatete Sandwichs-Gans erhalten und beträchtlich vermehrt werden. Ebenso ist ein Wiederaufleben des bis auf einige wenige Altvögel ausgestorbenen „Stellers Albatros" auf den Sieben Inseln an der japanischen Küste beobachtet worden. Zwei andere, für völlig ausgestorben gehaltene Vogelarten, die Takahe-Ralle in Neuseeland und der Cahow-Sturmvogel von den Bermuda-Inseln, sind ebenfalls in letzter Zeit neu entdeckt worden.

320 Mill. hl »Medizin«

In Westdeutschland wurde im vorigen Jahr gegenüber 1949 die Biererzeugung mehr als verdoppelt (siehe Abb.); aber damit ist noch nicht der Umfang der Vorkriegsproduktion erreicht, der auf dem Gebiet der Bundesrepublik von 1937 bis 1939 durchschnittlich 31,3 Millionen Hektoliter betrug. Dies ist um so verwunderlicher, als in aller Welt der Bierverbrauch nach Ende des zweiten Weltkrieges um mehr als ein Viertel gestiegen ist. Es besteht eine Rangliste des Bierausstoßes je Kopf der Bevölkerung: 1939 hielt Deutschland noch seinen traditionellen dritten Platz, heute ist es auf den zehnten zurückgerutscht. Die Wertschätzung des Bieres auf allen Erdteilen dürfte sich aber noch erhöhen – und die deutschen Brauereien hoffen, daß es auch bei uns der Fall sein wird –, wenn sich die neuesten Ergebnisse der „Bier"-Forschung herumgesprochen haben werden. Es ist kürzlich festgestellt worden: Bier ist nicht nur „flüssiges Brot", sondern auch Medizin; es soll zwei wertvolle Vitamine enthalten, eines wirksam als Schutzstoff gegen die Pellagra (eine Krankheit, die vor allem in Südamerika, Südosteuropa, in Italien, Ägypten und China auftritt – in Gegenden also, wo wenig Bier getrunken wird) und gegen Tuberkulose, das andere wichtig für den ordnungsgemäßen Ablauf des gesamten Stoffwechsels im menschlichen Körper. Der Volksglaube, Bier sei gut gegen Schlaflosigkeit, Nervosität, Appetitlosigkeit usw., erhält damit sozusagen eine wissenschaftliche Bestätigung. Natürlich darf Bier, wie jede andere Medizin, nicht in unbeschränkten Mengen eingenommen werden, wenn es der Gesundheit dienlich sein soll. In Australien trinkt jeder Einwohner jährlich durchschnittlich hundert Liter Bier, in Westdeutschland knapp sechzig Liter – Sachverständige sind der Ansicht, wir könnten noch mehr für unsere Gesundheit tun.

Dem Rauschgift auf der Spur

Bisher war es nur in seltenen Fällen gelungen, die genaue Herkunft des illegal in aller Welt gehandelten Opiums festzustellen – praktisch ist es überall die gleiche Mohnpflanze, aus der diese Droge gewonnen wird. Nunmehr aber haben zwei kanadische Wissenschaftler eine Methode entwickelt, die diese für die Kriminalisten äußerst wichtige Ortsbestimmung ermöglicht. Die Analyse der Asche, die beim Verbrennen von Opium zurückbleibt, verrät, aus welchem Land die geschmuggelte Droge stammt. Die beiden Kanadier hatten herausgefunden, daß Opiate aus verschiedenen Ländern auch verschiedene Mineralien in ganz bestimmten Mengenverhältnissen enthalten – bedingt durch die für die Mohnpflanze jeweils gegebenen drei Faktoren: Bodenbeschaffenheit, Klima und Anbautechnik. / An der Universität in Bern bemüht man sich, der Wirkung verschiedener Drogen auf die Spur zu kommen. Einer der Schweizer Wissenschaftler gebraucht für seine Versuche Spinnen. Er füttert sie mit Fliegen, die in Marihuana, Benzedrin oder anderen Drogen getränkt wurden. Die Netze nun, die sie dann spinnen, weisen ganz bestimmte Abweichungen auf (beispielsweise Zick-Zack-Linien bei Benzedrin, Fortfall der äußeren Spiralen bei Marihuana, völliges Durcheinander bei Scopolamin – übrigens ein Mittel gegen Schlaflosigkeit). Die Art der Abweichung ist nun jeweils von den mit den Fliegen verfütterten Drogen abhängig. Daraus können zwar keine Parallelen zur Wirkung von Giften im menschlichen Körper gezogen werden, aber immerhin liefern die Spinnen mit ihren Netzen gewisse Hinweise auf charakteristische Wirkungen der Drogen.

Das Ende der Indianerstämme

In den USA hat die Durchführung der sogenannten „Indianerbefreiung" begonnen, durch die etwa 400 000 Indianer in den amerikanischen Volkskörper eingeschmolzen werden sollen. Schon 1924 waren diese Menschen zu wahlberechtigten Bürgern erklärt worden. Trotzdem lebten sie und leben sie noch heute überwiegend in den alten Reservationen; hier waren ihnen auf Grund alter Verträge neben der Erhaltung ihrer Stammeseigentümlichkeiten staatliche Hilfe in sozialer Beziehung, landwirtschaftliche

Bitte achten Sie beim Einkauf auf die bernsteinfarbene Flasche

Beratung und Zuwendungen verschiedener lebenswichtiger Dinge gesichert. – Diese Hilfeleistungen werden nunmehr eingestellt, die straf- und zivilrechtlichen Schutzgrenzen der Reservationen werden aufgehoben, jeder einzelne Indianer, von allen Verpflichtungen gegen seine Stammesgemeinschaft befreit, kann seinen Landanteil an der Reservation verkaufen (in letzter Zeit wurden auf einigen Reservationsgebieten Uranerze gefunden). Die unabwendliche Folge wird sein, daß in kurzer Zeit die noch vorhandenen traditionellen Bindungen innerhalb der 200 Volksstämme zur Auflösung kommen, und in zwanzig Jahren – so nimmt man an – wird der letzte „rote Mann" sich dem großen Schmelztiegel der Bevölkerung überantworten und „Vollbürger" werden. Für die Übergangszeit sind Schutz- und Betreuungsmaßnahmen vorgesehen, um die Härten dieser Entwicklung zu mildern.

Vitamine aus Abwässern

Die ungeheuren Abwässermengen, die unaufhörlich dem Naturhaushalt wieder zugeführt werden, stellen eines der schwierigsten gemeinsamen Probleme der gesamten Wasserwirtschaft, des Naturschutzes und der Hygienik dar. Im Bodensee hat sich während der letzten dreißig Jahre infolge des reichlichen Abwässerzuflusses die Produktion von Algen und Kleinlebewesen verzehnfacht, was einen entsprechend erhöhten Sauerstoffverbrauch zur Folge hatte. Der Sauerstoffmangel am Seegrund gefährdet bereits den Fischbestand (der Laich bestimmter Fischarten kann zugrunde gehen) und die Trinkwasserversorgung. Damit droht dem Bodensee das gleiche Schicksal wie dem Züricher See. Limnologen (Seenkundler) fordern deshalb, daß die Abwässer vor der Ableitung in offene Gewässer mechanisch und biologisch, das heißt durch Bakterien, aufgeschlossen und zersetzt werden sollen. In Ontario wurde kürzlich die erste Anlage für bakterielle Abwässerreinigung in Betrieb genommen. Sie dient vor allem der Entfernung und Unschädlichmachung von Phenolen und anderen Kohlenwasserstoffen, die in den Abwässern der Ölraffinerien enthalten sind. Der recht komplizierte Vorgang der „bakteriellen Oxydation" ist damit zum erstenmal im großen Maßstab praktisch nutzbar gemacht worden. – Die häuslichen Abwässer der meisten Großstädte werden in Kläranstalten bekanntlich dadurch gereinigt, daß man den Schlamm in Klärbecken abtrennt und ihn ausfaulen läßt. Der ausgefaulte Schlamm findet als Dünger Verwendung, außerdem fällt technisch nutzbares Methangas an. Zwei deutsche Forscher haben nun entdeckt, daß sich in diesem Faulschlamm außerdem große Mengen verschiedener Vitamine der B-12-Gruppe bilden, die blutbildend wirken und mit Erfolg in der Behandlung bösartiger Formen der Blutarmut angewandt werden. In einem Kilogramm Trockenschlamm wurden durchschnittlich drei bis zehn Milligramm Vitamin B 12 festgestellt, eine Menge, die von praktischem Interesse ist.

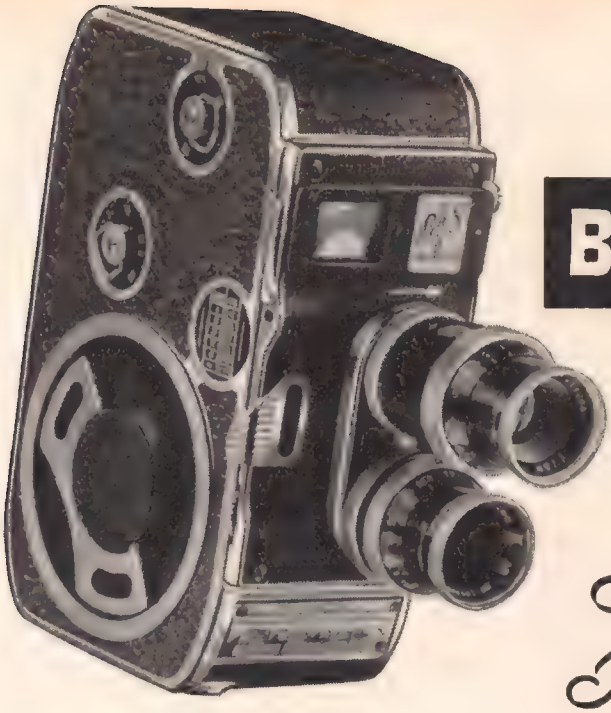
Elektronengeräte im Büro

Elektronische Büromaschinen, die unter der Bezeichnung „Univac" in den USA bereits fabrikmäßig hergestellt werden, berechnen Akkord- und Zeitlöhne von Tausenden von Arbeitern unter Berücksichtigung aller Abzüge und sonstiger Einzelheiten; die Lohnzettel werden gleich fertig ausgeschrieben. Andere Anwendungsbereiche dieser neuen „Gehirnroboter": das Errechnen der Auswirkungen geplanter Produktionssteigerungen auf Umsatz, Lagerhaltung und Bedarf an Produktionskräften; Bearbeitung und schriftliche Bestätigung eingehender Aufträge. Da für die Vorbereitung des Einsatzes dieser Geräte nach wie vor die menschliche Arbeitskraft erforderlich ist, wird auch diese technische Neuerung den Menschen zwar entlasten, aber nicht verdrängen.

In der wissenschaftlichen Forschung haben sich die elektronischen Großrechenmaschinen bereits als außerordentlich nützlich erwiesen. An der Harvard-Universität wurde für das immerhin recht schwierige technische Spezialgebiet der Einrichtung und Bedienung dieser „Elektronenhirne" eine neue akademische Laufbahn geschaffen. Das Roboterstudium umfaßt Mathematik, Maschinenbau, Physik und das wissenschaftliche Spezialgebiet, für das die Geräte jeweils eingesetzt werden sollen. Ein Spezialexamen ist vorgesehen. Eine Elektronen-Rechenmaschine der Harvard-Universität wurde kürzlich von einem Bibelwissenschaftler zum Vergleich von 311 Bibelhandschriften aus dem 4. bis 16. Jahrhundert herangezogen. Der Forscher, der zehn Jahre lang mit nur geringem Erfolg versucht hatte, festzustellen, welche der 311 Handschriften gleich oder ähnlich sind, kennzeichnete alle bereits festgestellten Textabweichungen mit Code-Ziffern, die auf Lochkarten in den Rechenroboter eingeführt wurden. Als erstes Ergebnis stellte das Gerät in Sekundenschnelle die Verwandtschaftsgrade der einzelnen Handschriften fest. So konnte bereits eine Gruppe von 16 mittelalterlichen Handschriften, die aus weit voneinander entfernten Bibliotheken stammen, als zusammengehörig erkannt werden.

Hormone gegen Zuckerkrankheit

Ein Heil- und Vorbeugungsmittel gegen die Zuckerkrankheit ist bisher noch nicht gefunden worden. Insulin hilft dem Körper wohl, den aufgenommenen Zucker zu verbrennen – die Krankheit selbst jedoch beeinflußt es nicht. Nun hat der argentinische Physiologe Prof. Dr. Bernardo Alberto Houssay eine Entdeckung gemacht, die sich eines Tages vielleicht als ein entscheidender Fortschritt im Kampf gegen dieses Leiden erweisen könnte: Ihm gelang es durch Einspritzungen von Östrogen, einem weiblichen Geschlechtshormon, bei Ratten eine bestimmte Form von Zuckerkrankheit (sie wurde durch chemische Substanzen hervorgerufen) zu heilen. Dieser Erfolg ist zunächst lediglich von wissenschaftlichem Wert (hier wurde zum erstenmal die Zuckerkrankheit beeinflußt!), für die medizinische Praxis hat die Entdeckung Prof. Houssays, der 1947 für seine Verdienste um die Erforschung der Zuckerkrankheit und der Insulinwirkung den Nobelpreis erhielt, noch keinerlei Bedeutung. Dagegen könnte die von Dr. Cornbleet (Universität Chikago) gefundene Methode, Insulin über „schmerzfreie Inseln" zu injizieren, unter Umständen bald allgemeine Bedeutung erlangen. Der Forscher erzeugte mit Hilfe des Hormons Hydrocortison auf der Haut ein Bläschen, das sich bald in eine kleine harmlose Schwellung verwandelte; das Gewebe dieser Schwellung erwies sich für die Dauer fast eines Jahres als schmerz-



BOLEX B8

Schweizer Präzision!

Wo auf der Welt vom Schmalfilmen gesprochen wird, da wird der Name Bolex zuerst genannt! Die Schweizer Präzision der Bolex-Kameras ist ein Weltbegriff. Die eigens für Bolex errechneten Kern-Objektive sind in Schärfe und Farbwiedergabe unübertroffen.

BOLEX B 8

eine vielseitige 8 mm Filmkamera mit Objektivrevolver.

- Blitzschneller Objektivwechsel, stufenlose Regelung der Aufnahmegeschwindigkeiten zwischen 8 und 64 Bildern pro Sekunde
- Parallaxenfreier Multifocal-Sucher mit verstellbarer Brennweite, gleichzeitig Objektiv-Wähler
- Einzelbildschaltung/Einrichtung zum Selbstfilmen
- 15 Objektive zur Auswahl bis zur Lichtstärke von 1 : 1,5 / Original Kern oder Schneider-Kreuznach
- Das berühmte Gummilinsen-Objektiv Pan-Cinor

Beispiele für Bolex-Ausrüstungen

Bolex B 8

Grundausrüstung mit einem Objektiv Kern-Yvar 2,5 FF DM 433.–

Bolex B 8 komplett mit Kern-Yvar 2,5 FF und Tele-Yvar 2,8 DM 628.–

mit Schneider-Objektiven komplett ab DM 574.–

Bolex C 8 identisch mit der B 8, jedoch ohne Objektivrevolver,

mit Schneider-Kinoplan 2,7 schon ab DM 339.–

mit Xenoplan 1,9 DM 387.–

Verlangen Sie mehr von Ihrer Filmkamera, filmen Sie mit Bolex

Interessante Prospekte erhalten Sie bei jedem Fachhändler oder vom Paillard-Bolex-Vertrieb, Frankfurt/Main, Arndtstraße 21

unempfindlich. Für Zuckerkranke schlägt Dr. Cornbleet nun vier solcher „Inseln" vor, über die sich der Patient selbst schmerzfreie Injektionen machen kann. Die Erneuerung der „Inseln" soll jederzeit ohne schädliche Nebenwirkung möglich sein.

Wohin mit dem „Atommüll"?

Überall in der Welt rauchen die Schornsteine der Atommeiler, auch in Deutschland soll einer gebaut werden. Hoffentlich haben wir dann vorher geklärt, in welche Grube der anfallende radioaktive „Müll" geworfen werden soll. Den Engländern jedenfalls hat der Atommüll schon einiges Kopfzerbrechen gemacht. England baut zur Zeit zwei Atomkraftwerke, aber allein der Abtransport der Abfälle des Atom-Forschungszentrums Harwell gestaltete sich kürzlich erneut zu einem äußerst schwierigen Unternehmen. Man hatte sich entschlossen, den Müll in den Atlantik zu kippen. Rund 1500 Spezialfässer wurden gebaut; dabei war zu beachten, daß sie die nötige Schwere hatten, um 3600 m tief zu sinken, und daß das Material, aus dem sie gefertigt wurden, für 20–30 Jahre (bis sich der Inhalt neutralisiert hat) korrosionsbeständig bleibt. Fernab von Schiffahrtswegen, Fischereigründen mußte im Atlantik eine Stelle ausgemacht werden, die eine Tiefe von mindestens 3000 m und keine Auftriebsströmung aufwies. Dorthin – 300 km von der englischen Küste entfernt – dampfte ein 10 000-Tonnen-Schiff mit den Atommüll-Tonnen. Unter der Kontrolle von Wissenschaftlern wurden sie über Bord geworfen – in der Hoffnung, daß sie in den nächsten zwanzig bis dreißig Jahren nicht an Land gespült werden. – Es ist klar, daß, wenn die in vielen Ländern projektierten oder im Bau befindlichen Kernreaktoren in Betrieb genommen sind, das Problem des radioaktiven Mülls anders gelöst werden muß als durch dieses Versteckspiel.

Über eine Milliarde Analphabeten

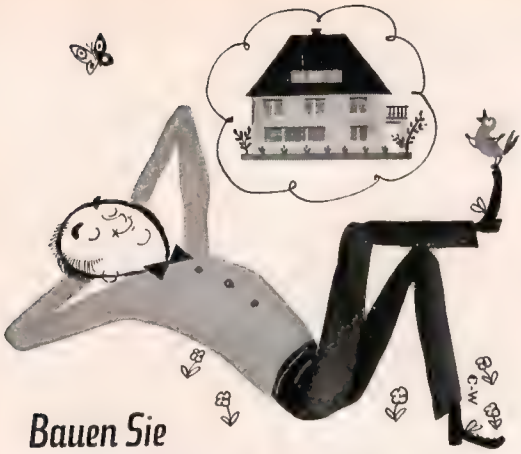
Rund die Hälfte aller Menschen über vierzehn Jahre kann weder lesen noch schreiben. Der Anteil der Analphabeten an der Gesamtbevölkerung beträgt in Afrika 75 Prozent, in Asien (ohne UdSSR) 65 Prozent, in Südamerika nach neuesten Schätzungen 40–50 Prozent, in Nordamerika 10–15 Prozent, in Ozeanien 10–14 und in Europa (ohne UdSSR) 5–10 Prozent (UdSSR 19 %). Zu den Ländern, die besondere Anstrengungen zur Beseitigung des Analphabetentums machen, gehört China. Das Haupthindernis bei der Erlernung der chinesischen Schriftsprache ist die Vielzahl der Schriftzeichen, deren Gesamtheit auf annähernd 50 000 geschätzt wird, von denen allerdings lediglich 2000 bis 4000 in der gewöhnlichen Umgangssprache benutzt werden. Da aber auch diese Zahl noch erhebliche Schwierigkeiten bietet, hat die Pekinger Regierung eine Schriftreform eingeleitet, die eine Vereinfachung der komplizierten Schriftzeichen und eine Verringerung des Alphabets auf rund 800 solcher Schriftzeichen vorsieht. Es besteht die Absicht, die Schriftreform später weiterzuführen, unter Umständen auch durch die Einführung lateinischer Buchstaben. – Die Regierung von Nordaustralien steht indessen vor einem noch wesentlich schwierigeren Problem. Sie will den über 14 000 Eingeborenen auf ihrem Territorium neue Namen geben, die zusammen mit einer Fingerabdruckskartei in Zukunft eine zuverlässige

Als es noch nicht entschieden war . . .

Mit einem dampfgetriebenen Automobil wurde 1907 der absolute Geschwindigkeits-Weltrekord mit 190 km/h aufgestellt. Viele zogen noch zu dieser Zeit Dampf- oder Elektrowagen dem Automobil mit Benzinmotor vor. Benzinwagen von Adam Opel in Rüsselsheim aber trugen schon damals den ehrenden Beinamen „der Zuverlässige". Ihnen verdankt der Verbrennungsmotor einen erheblichen Anteil an seinem Siegeslauf. In diesen Kinderjahren des Automobils besaßen die OPEL-Motoren übrigens schon einen fast quadratischen Hubraum, ein Merkmal, das auch die 1,5 Liter-OPEL-Motoren aufwiesen, die vor 18 Jahren mit ihrem verschleißmindernden kurzen Hub eine Sensation hervorriefen. Heute sind über 500000 Stück dieses 1,5 Liter OPEL-Motors gebaut worden. Über 500000 - das ist die größte Stückzahl, die je in Deutschland von einem 1,5 Liter-Motor produziert wurde.

OPEL
OLYMPIA
Rekord

ADAM OPEL AG · RÜSSELSHEIM AM MAIN



Bauen Sie das Haus Ihrer Träume!

Viele Jahre lang war die Sehnsucht der ganzen Familie ein eigenes Heim. Jetzt soll es Wirklichkeit werden. Denken Sie aber schon bei der ersten Besprechung des Bauplanes daran: Was schön ist, sollte auch vollkommen sein! Dazu gehört vor allem eine moderne Zentralheizung mit Heizkessel und Heizkörpern aus GUSSEISEN.

Nur eine zentrale Feuerstelle
Müheloses Heizen
Sauberkeit in allen Räumen
Hohe Zuverlässigkeit und Wirtschaftlichkeit

Für die modernen, formschönen Heizkörper **30** Jahre Werksgarantie

GUSSEISEN überdauert Generationen

IDEAL-STANDARD GMBH BONN
STREBELWERK GMBH MANNHEIM
BUDERUS'SCHE EISENWERKE WETZLAR
EISENWERK HILDEN AG HILDEN

Die nebenstehend genannten Werke unterrichten Sie gerne durch ihre Sonderdruckschriften!

Senden Sie mir bitte kostenlos Ihre Sonderdruckschriften
G3
Name _____
Beruf _____
Ort _____
Straße _____

Bitte ausschneiden und auf eine Postkarte kleben!
Lesezirkel-Leser verwenden eine Postkarte ohne diesen Kupon

Registrierung ermöglichen sollen. Die Eingeborenen geben sich nach alter, aus der Steinzeit stammender Gewohnheit willkürliche Namen nach körperlichen Merkmalen oder irgendwelchen Gegenständen. Namen wie Krummes Bein, Hundsgesicht, Teertopf, Zuckertüte sind allgemein gebräuchlich. Wenn ein Eingeborener stirbt, dürfen seine Stammesgenossen während eines bestimmten Zeitraums seinen Namen nicht nennen. Wer ein solches Tabu verletzt, muß schlimme Folgen befürchten. Aus diesem Grunde pflegen Stammesangehörige eines Verstorbenen, die den gleichen Namen tragen, sich umzubenennen. Optimisten unter den australischen Beamten hoffen, in zehn Jahren alle Eingeborenen mit Dauernamen versehen und zuverlässig registriert zu haben.

NEUE BÜCHER

IM SCHATTEN JUNGER MÄDCHENBLÜTE

Es ist gleichgültig, an welcher Stelle man einen Band von Marcel Proust aufschlägt und zu lesen beginnt, denn schließlich gehört er literarhistorisch zu den ersten Erzählern, bei denen es nicht mehr um die epische Modellierung eines Charakters, sondern um das Lebenspanorama und seine „Dauer“ geht, die mit Uhr und Kalender nichts zu tun hat. Leben läßt sich nicht künstlich zusammensetzen, es läßt sich nur anschauen, und die „dichterische Phantasie kann nichts anderes sein als eine totalere Anschauung der Wirklichkeit“. So heißt es bei dem von Proust, von seiner Generation und nicht nur vom geistigen Frankreich so verehrten Lebensphilosophen Bergson. Mit dieser neuen Erkenntnis betritt auch Proust in den Bänden seines großen Romanwerks ein Neuland der Erzählkunst, das er mit einer stilistischen Eleganz ausbreitet, der man nichts von der geradezu verzehrenden Leidenschaft des Sammelns und Formens anmerkt. Der nun schon seit einiger Zeit vorliegende zweite Band der großen Proust-Ausgabe, für den er übrigens 1919 den Prix Goncourt erhielt, erweitert das großartige Jugendbildnis des ersten Bandes um neue Porträts, um neue Räume des Erlebens. Man lauscht der oft seitenlangen diplomatischen Eloquenz des Herrn de Norpois mit einem Gefühl des ästhetischen Entzückens. Aus Klatsch wird geistvolle Dichtung, die Realitäten des Tages und der Stunde werden zu einem vielfarbigen Bukett, und ganz normale Durchschnittsseelen stehen unvermittelt in einem schöngeistigen Schimmer. Auch dieser Band setzt das große Gemälde fort, das die feinsten Impressionen der Seele ins Bild bringt, das goldene und zugleich verlorene Schwärmen der Jugendjahre, den sensiblen Mechanismus der Gesellschaft, die Gezeiten der Landschaft und des Meeres. Darüber breitet sich in Erkenntnissen und Betrachtungen ein geistvolles Netz aus Gedankenschärfe und schöpferischer Neugier. Selbst wer gewohnt ist, beim Lesen zur beständigen Ermunterung seiner Aufmerksamkeit nach einem sicheren Handlungsfaden zu suchen, sollte Proust dennoch lesen. Sein großes Ziel war es, wie er einmal sagte, zum Spiegel zu werden und so sein Dasein zu reflektieren, die Lebensfülle aufzunehmen und zurückzustrahlen. Und vor diesem Spiegel bemerkt man

N 02759

Rasierzeit um die Hälfte verkürzt:

DM 4.20

Stoppen Sie es bitte nach der Uhr ab: Kaloderma Rasierschaum verkürzt die Zeit, die Sie auf das Rasieren verwenden, tatsächlich mindestens um die Hälfte. Ein leichter Druck auf das Ventil ergibt rasierfertigen Schaum. Sie brauchen ihn nur auf der Bartfläche zu verteilen und – können jetzt gleich den Apparat ansetzen: ohne langwieriges Einschäumen ist das Haar sofort gründlich erweicht und schnittreif gemacht. Natürlich ist er – wie alle Kaloderma-Rasiermittel – glyzerinhaltig: spielend leichtes und hautschonendes Rasieren **in der Hälfte der Zeit, die Sie bisher dazu benötigten.**

★*Inhalt des Schaumspenders ergibt bei sachgemäßer Anwendung ca. 90 Rasuren - reicht also für rund 3 Monate.*

KALODERMA
RASIER SCHAUM

Fertig zur Schnell-Rasur

F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE

Musikalische Kostbarkeiten...

genießen Sie in natürlicher Klangtreue zu Haus genau wie im Orchestersessel eines Konzertsaales oder Theaters.

Die Gewähr dafür bieten Ihnen die **weltbekannten Plattenspieler und Plattenwechsler des Dual-Werkes**, das heute wie vor 55 Jahren - seiner Tradition getreu - bewährte, ausgereifte Konstruktionen auf den Markt bringt.

Ihr Kaufentschluß wird erleichtert, wenn Sie sich bei Ihrem Händler Dual-Plattenspieler oder -wechsler, die auch in vielen bekannten Tonmöbeln eingebaut sind, vorführen lassen.

Dual

Farbprospekt K 36 bereitwilligst vom Werk.

Dual GEBRÜDER STEIDINGER ST. GEORGEN/SCHWARZWALD

zu seiner tiefen Befriedigung, was Erzählkunst vermag, die sich auf nichts verläßt als auf das Auge, den Geist und die weiten Räume der eigenen Seele.

Marcel Proust, „Im Schatten junger Mädchenblüte". Frankfurt: Suhrkamp Verlag (Zürich: Rascher Verlag), 767 S., Lw. DM 21,–.

Hermann Boekhoff

NEUE ROMANE VON STEINBECK

Langsam nur rundet sich unser Bild von John Steinbeck; Julius Bab schrieb, er wäre nach Hemingway Amerikas bedeutendster Erzähler, und das wollten wir bisher nicht recht glauben – wir waren verwirrt von den planlos herausgegebenen Übersetzungen. Frühe Arbeiten Steinbecks stellten eifrige Verlagspropagandisten zwischen „Die Früchte des Zornes" und „Die Straße der Ölsardinen", und so ließ sich der aufsteigende Weg nicht übersehen, der Steinbeck in die Nähe Hemingways geführt haben soll. Ja, er ist dort hingelangt, zwei seiner Romane aus den letzten Jahren beweisen es.

Der bereits dramatisierte Roman „Von Mäusen und Menschen" umfaßt das Schicksal zweier kalifornischer Landarbeiter. Heimatlos treibt es sie umher, sie sind auf der Suche nach dem ruhigen Fleckchen Erde, das der Traum ihnen versprach, sie sind auf der Flucht – Lennie, der bärenstarke selig-kindliche Idiot, hat seine Finger nicht in der Gewalt, und was sie fassen, Mäuse oder Menschen, das zerbrechen sie, ohne Absicht und auch im Spiel; dann muß George, der Freund, helfend eingreifen, und er zerrt Lennie mit sich fort, um den Strafen zu entgehen, die die Menschen für das, was Lennie in seiner Unschuld anrichtet, bereithalten. Aber ihr Schicksal erfüllt sich, und ihr Traum, irgendwo in der Stille bleiben zu können, bleibt Traum. – Das ist, obenhin gelesen, eine Landstreichergeschichte, „mit den Schrecken pathologischer Sinnlichkeit" versehen. Und doch erregt sie uns nicht nur, sondern sie rührt uns auch an. Es schimmert zwar keine handliche Symbolik durch die Zeilen, aber ein Abbild der Liebe und des Hasses ist gegeben, ein Vermerk des Geheimnisses vom menschlichen Miteinander und Gegeneinander.

Auch die Chronik vom „Tal des Himmels", die eine locker geknüpfte Novellenfolge vereint, hat Steinbeck unter Dreingabe seiner Vorstellung von der Menschenliebe gestaltet. Die Geschichte dieses Tales, „dessen Anblick für viele eine große Verheißung war", sie könnte die Geschichte der Erde und der Menschen genannt werden. Unter einer guten Sonne, auf einem dankbaren Boden vollzieht sich menschliches Treiben, folgerichtig und widersinnig, so wie es uns aufgetragen ist. Was in diesem Buch verzeichnet ist, sind Berichte des Lebens, für deren Wahrheit sich ein Dichter verbürgt.

John Steinbeck, „Von Mäusen und Menschen", Roman, übertragen von Georg Hofer; Konstanz: Diana Verlag, 189 S., Lw. DM 8,80. / „Das Tal des Himmels", Roman, übertragen von Hans Ulrich Staub; Zürich: Verlag „Die Arche", 279 S., Lw. DM 12,80.

Joachim Karsten

JULIA VON MOGADOR

Der sogenannte Gesellschaftsroman hat seine große Zeit bereits hinter sich – zu gründlich haben sich die Formen und Gesetze der einstmals in so ausgesprochenem Maße romanwürdigen Gesellschaft gewandelt. Der Liebesroman dagegen hat seine große Zeit sowohl vor wie hinter sich – er

Was eine Frau im Frühling wünscht

Es ist immer dasselbe: Wenn es Frühling wird, braucht sie einen neuen Mantel. Und sie hat recht. Denn die Mode ist heute wirklich anders als vor 2 Jahren.

Die Linien sind heute A und H. Und „AH!" kann man auch sagen beim Anblick der neuen Modelle aus echt NINO-FLEX. Sie sind charmanter und weiblicher denn je.

Weil die meisten unserer bekannten Modehäuser Kleidung aus NINO-FLEX fertigen, gibt es aus diesem Stoff mehr schöne Modelle als aus irgend einem anderen.

Für all' die berühmten Vorteile von NINO-FLEX: reine Baumwolle in gültigen Modefarben — hochveredelt, gesund und ATMUNGSAKTIV — bürgt dieses eingenähte Web-Etikett:

HERGESTELLT AUS ECHT
NINO FLEX
ATMUNGSAKTIV

Nur wenn die Marke eingenäht, ist's wirklich NINO-Qualität.

erfreut sich einer vom Wechsel der Zeiten und Gesellschaftsordnungen kaum beeinträchtigten Publikumsgunst. Wo sich aber Glanz und Gestaltenfülle des einen noch einmal voll entfalten und zugleich mit dem nieversiegenden Zauber des andern vereinigen, da sind alle Vorbedingungen für einen großen Bucherfolg gegeben. Der Französin Elisabeth Barbier ist mit ihrem Roman „Julia von Mogador" eine solche glückliche Verschmelzung einer bilderreichen bewegten Zeit- und Gesellschaftsschilderung mit einer leidenschaftlichen und innigen Liebesgeschichte geglückt. Hauptschauplatz ist ein südfranzösisches Landgut während des zweiten Kaiserreiches. Auf ihm bewegt sich um den Gutsherrn Rodolphe Vernet, den strahlenden, lebensvollen Grandseigneur mit dem Hang zum Abenteuer und zu den Frauen, und um seine Gefährtin Julia – eine bezaubernde Frauengestalt: Liebende, Mutter und Dame zugleich – ein Kreis sicher und überzeugend charakterisierter Menschen, Repräsentanten einer zu Unrecht heute schon fast problemlos anmutenden Zeit und ihrer noch festgefügten Gesellschaftsordnung, die ihre hohe Kunst zu leben elegant und mit heiterer Selbstverständlichkeit auszuüben wußten. Ein liebenswürdiger, glänzend und kultiviert geschriebener Unterhaltungsroman, dessen Verfasserin über einen klugen, treffenden Witz verfügt, der dem Charme und der fraulichen Wärme ihrer Erzählkunst zahlreiche Lichter aufsetzt.

Elisabeth Barbier, „Julia von Mogador". Wien/Berlin/Stuttgart: Paul Neff Verlag; 647 S., Lw. DM 17,80. *Ulrich Bergholz*

ERZÄHLUNGEN AUS ZWEI WELTEN

Franz Werfel, der 1945 den Tod wählte, hat die Zeit, die er durchlebte, immer wieder in seinen Arbeiten zu spiegeln und zu durchleuchten gesucht, vor allem in seinen Erzählungen. Unter dem Titel „Erzählungen aus zwei Welten" ist in drei Bänden seine kleine Prosa zusammengefaßt worden, und erst jetzt, nach dem Erscheinen des dritten Bandes, lassen sich jene „zwei Welten" erkennen. Sie werden nicht vom Jahre 1918 getrennt sondern vom Jahre 1938. Nachdem im ersten Band die frühen Arbeiten des Dichters zusammengefaßt waren, gab der zweite die Erzählungen von der Mitte der zwanziger Jahre bis 1938 an den Leser. Hier heißt es in Werfels Anmerkungen zur Novelle vom „Tod des Kleinbürgers" zwar: „Der Kaiser ist tot. Die Habsburger sind Landes verwiesen . . ." – aber jene Zeit hatte der Dichter noch in seiner Gewalt, er bannte sie in gültige Bilder, in unvergeßliche Bilder. Der Vermerk vom äußeren und inneren Zusammenbruch der k. u. k. Monarchie findet sich in allen Erzählungen dieses Bandes, aber die Liebe darf sich noch behaupten, der Mensch noch ein Einzelgänger sein und ein Einzelschicksal haben. Und: „Kein irdischer Untergang ist so groß, daß er nicht auch eines Gelächters würdig wäre . . ." – in der Novelle „Das Trauerhaus", einer Perle der Erzählkunst, findet eine Welt sich im Satyrspiel zusammen und bekennt ihr Gesicht und entblößt ihre Seele. (Der Band II enthält weiterhin die Novellen „Die Entfremdung", „Geheimnis eines Menschen", „Die Hoteltreppe", „Kleine Verhältnisse" und einige z. T. für die späteren Werke Werfels wichtige Fragmente.)

Im dritten Band nun zeichnet sich die andere Welt ab, die auf den in Wien lebenden Dichter im Jahre 1938 eindrang. Werfel mußte dieser Welt weichen, doch ihre Brandungswellen haben ihn berührt, und in Frankreich und später in den USA hat er sich ihr gestellt, mit Leidenschaft, verbittert, immer versuchend, sie im Geiste zu

ELBEO

Neuer, wundervoll plastischer Sitz

Elbeo-Strümpfe aus Kräuselnylon sind gummielastisch und haben eine ans Wunderbare grenzende Dehnkraft. Die Folge: der Strumpf sitzt wie angegossen – fest wie ein Handschuh an der Hand – aber ohne im geringsten einzuzwängen. Diése erstaunliche Dehnbarkeit ist die Folge einer besonders hohen Zwirnung der Nylonfäden. Fragen Sie nach den Elbeo-Herrenstrümpfen in den guten Geschäften

Gutschein

An die Elbeo-Werke, Mannheim, Abt. 6d Senden Sie mir Ihren Prospekt über Herrenstrümpfe mit Beschreibung aller Elbeo-Qualitäten und aller neuen Muster und Farben.

Name ..... Ort ..... Straße .....
(bitte Blockschrift)

Wündrich Meissen

überwinden. Die meisten der hier vereinigten Arbeiten sind Dokumente der Zeit, literarisch von hohem Rang, aber in ihnen schließt sich der Kreis nicht mehr, der ein Werk zum Kunstwerk macht und es schützt vor Fragen und dem Wandel der Zeit. So teilt Werfel das Schicksal aller Schriftsteller der Gegenwart – aber das ist entscheidend: er gehört dazu und gibt überdies Ehrfurcht gebietende Maßstäbe. Das Romanfragment „Cella oder die Überwinder" nimmt fast die Hälfte des Buches ein. Es ist der Bericht vom Schicksal eines jüdischen Rechtsanwaltes, der seiner Tochter Cella den Weg zu künstlerischem Ruhm ebnen und der sich seine Heimat Österreich, der er im Weltkrieg als Offizier diente, nicht nehmen lassen will. Doch mit Schimpf und Schande, gedemütigt und geschlagen, muß er das Land verlassen, und das Konzert, das Cella als begnadete Pianistin vorstellen sollte, findet nicht statt. – Werfel hat diesem Roman folgenden Abschluß geben wollen: Cella erringt den von ihrem Vater so heiß ersehnten Erfolg in London. Er hat diesen Plan nicht ausgeführt – ob er geahnt haben mag, daß er mit dieser kleinen Münze die Summe der aufgeworfenen Fragen nicht hätte begleichen können? – Daneben ist vor allem aus dem dritten Band die Erzählung „Eine blaßblaue Frauenhandschrift" zu nennen, die gleichfalls jene Zeit beschwört, aber in ihrer Geschlossenheit und leidenschaftlichen Zielstrebigkeit einen nachhaltigeren Eindruck hinterläßt.

Franz Werfel, „Erzählungen aus zwei Welten". Herausgegeben von Adolf D. Klarmann; Frankfurt/Main: S. Fischer Verlag, Band II: 400 S., Lw. DM 18,80 – Band III: 472 S., Lw. DM 21,50.

Michael Osthausen

SINGER

ein Name, der für Werte bürgt, welche Ihnen und Ihren Kindern zu Gute kommen. „Schneidern u. Wohnen mit der Singer-Nähmaschine" so heißt der neue, farbenschöne Prospekt. Fordern Sie ihn kostenlos an von der Singer Nähmaschinen Aktiengesellschaft Frankfurt a. Main, Singerhaus 73

LIEBE UND POLITIK

Mirko Jelusich ließ seinen historischen Romanen „Hannibal", „Caesar" und „Cromwell" den Roman „Talleyrand" folgen. Bei Jelusich ist derjenige Leser gut aufgehoben, der geschichtliche Vorgänge à la Roman serviert bekommen möchte, gewürzt abgeschmeckt und versiert angerichtet. Auch in diesem Buch ist eine Fülle historischer Daten vom Autor verarbeitet worden, und das heißt: die Daten sind als Szenen in den Handlungsbogen eingefügt, nicht als Vermerke. So entstand ein sehr lebendiges Bild des Frankreichs zwischen den Jahren 1799 und 1815, und der Staatsmann und Mensch Talleyrand gewinnt plastische Gestalt, ein wenig zu stark belegt vielleicht mit der Patina selbstlos erscheinender Größe. Doch das ändert nichts daran: mit diesem Roman ist niemand betrogen, die Geschichte nicht und nicht, was entscheidend ist, der Leser – auch in der Schriftstellerei hat gute Handwerksarbeit einen von Kursschwankungen wenig berührten Wert.

Dagegen muß sich Alix du Frênes' Buch „Das Mädchen aus Blois", ein Roman, dessen Handlung im gleichen Zeitraum in Frankreich angesiedelt ist, allein auf die Wirksamkeit seines Schutzumschlages verlassen, auf dem ein reizend aussehendes, ein wenig unbeholfen dastehendes (oder unbeholfen gezeichnetes) Mädchen um freundliche Käufer wirbt. Die Autorin erzählt eine turbulente Ehegeschichte. Sie: Emilie, die Nichte der Kaiserin Josephine, er: Lavalette, der Generalpostmeister des Kaisers Napoleon. Die Historie ist Lieferant von klingenden Namen und Geräuschkulisse. Sonst dreht es sich um Liebe; zarte Frau und brutaler Mann, das ist ein altes Rezept. „Seine Stimme rieselte wie ein Eisbach über Emilies erschrecktes Gesicht" – auch über

Ein Urlaub wie noch nie ...

Blenheim, die Geburtsstätte Churchills

Schlösser und Schänken... Blenheim, die Geburtsstätte Churchills... und die alte „Sonne" bei Dedham in Suffolk... Abende, an denen man sich ein Drama von Shakespeare ansieht... und die Abende, an denen man ins Kabarett, zu den Schlagersängern oder zum Jazz geht... Bier und Käse unterwegs... die großartigen Mahlzeiten mit Lendenschnitte und Ente... schwingende Hochländerkilts... die hügelige, grüne Landschaft... die glänzenden Geschäftsstraßen... die Stunden, in denen England seinen märchenhaften Prunk entfaltet... alles dieses macht Ihnen Großbritannien zu einem Erlebnis.

Die „Sonne" bei Dedham in Suffolk

Ihr Aufenthalt in England muß gar nicht teuer sein, ob Sie nun auf der Straße, mit der Bahn oder im Flugzeug reisen — und Englands gut geleitete Hotels sind bemerkenswert billig. Ihr Reisebüro oder die Britische Reisezentrale Abt. G, 54/5 Frankfurt/Main, Neue Mainzer Straße 22, berät Sie gern.

Come to Britain

für einen Urlaub, der einmal anders ist

Auskunft und Information: Ihr Reisebüro; das Schweizer Reisebüro, Friedrich-Ebert-Straße 23, Frankfurt a. Main; die lokalen Verkehrsvereine oder V. B. O. Interlaken (Schweiz)

ADELBODEN KLIMAKURORT
Auf staubfreier Straße in die Berge
Schwimmbad · Tennis · Sesselbahnen · Schwebebahn · Bergsport
Kurverein Adelboden

GRINDELWALD **das schöne Gletscherdorf, für Ferien einfach ideal**
Jungfrautour · Sesselbahn nach First · gute Autostraße bis zur neuen Gletscherschlucht · 30 Hotels u. Pensionen. Auskunft: Verkehrsbüro Grindelwald

GSTAAD **für unerschöpfliche Ferienfreuden**
Elegantes Schwimmbad · Sesselbahn · Gondelbahn · 10 Tennisplätze · Miniatur Golf · Gesellschaftliche Anlässe · Vorzügliche Hotels · Auskunft und Prospekte: Kurverein Gstaad

WENGEN **(1300 m) am Fuße der Jungfrau**
Heute besonders gefragt, weil selten in seiner Art
Noch ohne Autoverkehr, aber nur 15 Min. von der nächsten Garage. Landschaftl. einzigartiges Ausflugszentrum. Waldspaziergänge, Bergbahnen, Tennis, Unterhaltung, heizbares Schwimmbad. 30 preiswerte Hotels, Neue Luftseilbahn. Auskunft und Prospekte: Verkehrsbüro Wengen

INTERLAKEN **Ferien- und Ausflugszentrum im Jungfraugebiet**
Saison: April—Oktober · 60 Hotels mit 4000 Betten
Kursaal · Schwimmbad · Tennis · Miniatur Golf
Segelschule · Offizielles Verkehrsbüro Interlaken

das Gesicht des Lesers rieselt oft ein Eisbach, und es wird vielerorts behauptet, daß er das gerne hat.

Mirko Jelusich, „Talleyrand", Roman. Wien, Berlin, Stuttgart: Paul Neff Verlag, 447 S., Lw. DM 13,80.

Alix du Frênes, „Das Mädchen aus Blois", Roman. Köln-Berlin: Kiepenheuer & Witsch Verlag, 283 S., Lw. DM 13,50.

Dietrich Schönfeld

AUF DEM WEGE ZU HEINE

Jede Zeit hat das Recht, die Vergangenheit mit ihren eigenen Augen zu sehen, und eine Literaturbetrachtung, die das uns so vielvertraute Stichwort der „Wirklichkeit" beispielsweise „zwischen Biedermeier und Bourgeoisie" verfolgt, wird man gerne und aufmerksam lesen. Der Münchener Germanist Martin Greiner geht von der stark soziologisch verbrämten Meinung aus, daß der dichterische Gehalt und Bestand einer Epoche sich nur durch eine Literaturbetrachtung von „unten her" erfassen lasse. Seine Linie führt also vom Wiener Volkstheater mit Raimund und Nestroy bis zu dem unter diesem Blickpunkt natürlich sehr breit und gründlich behandelten Heinrich Heine, bei dem die „Wirklichkeit" vom Rahmen zum Inhalt der Dichtung hinüberwechsle. Auf diese Weise entsteht nun freilich keine gewohnte „Literaturgeschichte", wie es im Untertitel heißt, sondern Problemgeschichte, die durch einen vorgefaßten Zielgedanken gekennzeichnet wird. Das muß man wissen, denn abgesehen von den zu Unrecht und Langeweile immer breit registrierten Epigonen werden beispielsweise Mörike und die Droste bei dieser Fragestellung notwendigerweise einseitig und ungemäß beleuchtet, wie überhaupt die Frage nach dem dichterischen Wertgehalt dieser postulierten „Wirklichkeit" bei Greiner ziemlich undeutlich bleibt. Denn im Zusammenhang mit dieser Frage müßte sich ergeben, daß eher Büchner als Heine das Buch krönen sollte. Aber schließlich geht es hier vor allem darum, die Neuorientierung und Auflockerung der literarischen Aussagemöglichkeiten zu verfolgen. Und hier ist Heine eindeutig der große Katalysator, der erstmals im 19. Jahrhundert Herz und Sprache der „Masse" entdeckt. So sind denn auch die Heine gewidmeten Abschnitte das Beste in diesem Buch. Bei der Fülle und Entwicklungsfähigkeit seiner Ansatzpunkte hält man Greiner schließlich zugute, daß er den von der Literaturhistorik einigermaßen profilierten Begriff der Romantik überraschend erweitert und auch die bisherigen Ansätze der Biedermeierforschung offenbar nicht verwerten kann. Von Stifter ist in seinem Band noch nicht die Rede. Er soll in der geplanten Fortführung seinen Platz finden, so daß wir hoffentlich bald das geschlossene Werk vorliegen haben, das ein abschließendes Urteil ermöglicht.

Martin Greiner, „Zwischen Biedermeier und Bourgeoisie". Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht Verlag, 339 S., Lw. DM 12,80.

Dr. Volker Hohenberg

WAR JOHANNA WAHNSINNIG?

Selbst den historisch bewanderten Lesern wird es wie dem Autor gehen, bevor er spanische Geschichtsquellen untersuchte: sie wissen von Johanna nicht mehr, als daß sie wahnsinnig gewesen sei und rund fünfzig Jahre hinter sicheren Mauern gelebt habe. War Johanna, die Mutter von Karl V., wirklich eine wahnsinnige, eine schizophrene Gestalt in unserem heutigen Sinn? Michael

BÜCKEBURG
TOR ZUM WESERBERGLAND

NORDSEE-HEILBAD
Cuxhaven
mit DUHNEN, DÖSE und INSEL NEUWERK
AUSGEDEHNTER SAND- UND GRÜNSTRAND

WARME SEEBÄDER, SCHLICK-, TRINK- U. KNEIPPKUREN, SAUNA

21-Tage-Reise INS HEILIGE LAND
vom 13.5.—2.6.1955
Kulturelle Ltg.: OTTO ZIERER

Genua – Neapel – Alexandrien – Beirut – Baalbek – Damaskus – Jerusalem – Bethlehem – Beirut – Kairo – Rhodos – Athen – Bari – Venedig

Bahn-Schiffsreise „alles inbegriffen" **1452,-**

KULTURREISEDIENST BAUMANN MÜNCHEN
Marienplatz 16 · Telefon 51802 · Goethestraße 24

TESSIN
Riviera der Schweiz

LUGANO, MAJESTIC HOTEL

Inmitten eines tropenartigen Parks, herrliche Aussicht auf See und Berge, frei von jedem Verkehrslärm, großes Privatschwimmbassin. — Der ideale Ferienaufenthalt mit allem Komfort. Auto-Parkierungs-Möglichkeit bis 40 Auto.

LUGANO, HOTEL LLOYD-NATIONAL am See

Schönste Lage. Direkt an der Seepromenade. Modernster Komfort. 100 Betten. Gepflegte Küche.
Familie Clericetti, Besitzer

LUGANO-CASTAGNOLA, HOTEL BOLDT

Das gutgeführte Haus in sonniger, ruhiger und aussichtsreicher Lage. Vorzügliche Küche · Pension von Fr. 15.— b. Fr. 19.—. Zimm. m. Privatbad u. Telephon. Ausk. durch: E. Gugolz-Jenni, Besitzer

LOCARNO-MONTI, HOTEL-PENSION EXCELSIOR

Das gutgeführte Haus, besonders ruhig und in einzigartiger, erhöhter Lage mit Aussicht auf See u. Gebirge · Prima gepfl. Küche, Pens. ab Fr. 15.—. Garage · Prosp. durch Besitzer: Mojonny-Fanciola

BERNINI BRISTOL	ROM
HASSLER VILLA MEDICI	ROM
PALAZZO AMBASCIATORI	ROM
EDEN HOTEL	ROM
HOTEL FLORA	ROM
QUIRINALE	ROM
PALAZZO DELLA FONTE	FIUGGI
ALBERGO VESUVIO	NEAPEL
S. DOMENICO & GRAND HOTEL	TAORMINA
VILLA IGIEA GRAND HOTEL	PALERMO
GRAND HOTEL & DES PALMES	PALERMO
MONDELLO PALACE HOTEL	PALERMO
GRAND HOTEL VILLA POLITI	SIRACUSA
SAVOIA MAJESTIC	GENUA
BRISTOL PALACE	GENUA
GRAND HOTEL VITTORIA	NERVI
EXCELSIOR GALLIA	MAILAND
GRAND HOTEL CONTINENTAL	MAILAND
HOTEL DEI CAVALIERI	MAILAND
DIANA MAJESTIC	MAILAND
PRINCIPI DI PIEMONTE	TURIN
HOTEL TORINO PALACE	TURIN
PRINCIPI DI PIEMONTE	SESTRIERE
DUCHI D'AOSTA	SESTRIERE
BAUER GRÜNWALD	VENEDIG
IL GRAND HOTEL	VENEDIG
GRAND HOTEL BRISTOL	MERAN
HOTEL REGINA PALACE	STRESA
GRAND HOTEL MENAGGIO	MENAGGIO
GRAND HOTEL MILANO	SALSOMAGGIORE

AUSKUNFTE BEI ALLEN DEUTSCHEN REISEBÜROS, DEN GENANNTEN HOTELS UND DEM BÜRO DER ITALHOTELS VIA ARSENALE DI TERRA 5, GENUA, ITALIEN

VICTORIA Mickey

— der Roller unserer Zeit

zulassungsfrei · steuerfrei · bloß Führerschein 4 · von hoher Leistung · Sonderausstattungen · sehr preiswert · billiger Unterhalt · einfach, bequem und sicher zu fahren · Autobahn erlaubt

Ein echtes Volksfahrzeug!

VICTORIA WERKE A.-G., NÜRNBERG 365

Ein Fingerzeig beim Uhrenkauf: Steht Kienzle drauf?

KIENZLE-ETUIWECKER

praktisch und von langer Lebensdauer. Ein Geschenk, mit dem man überall größte Freude bereitet — bei Jung und Alt.

Kienzle .. eine Klasse für sich!

Massives Ankerwerk mit Steinen, in echten Lederetuis verschiedener Art und Farbe

Prawdin geht in seiner biographischen Schilderung „Donna Juana, Königin von Kastilien" ihrem Leben mit großer Einfühlung nach und verneint diese Frage. Er zeichnet das Bild einer Königin, die als junges Mädchen ihren Mann „wahnsinnig" liebt, von ihm getrennt wird und sich zwischen der Liebe zu ihrem Mann und dem Gehorsam gegenüber ihren Eltern nicht entscheiden kann. Von ihrem Vater, ihrem Mann und schließlich ihrem Sohn wird sie – und das ist Prawdins entscheidende Erkenntnis – um einer mittelalterlichen Hausmachtpolitik willen gefangengehalten und für irrsinnig erklärt. Leidenschaftlich setzt sie sich zur Wehr oder verharrt in passivem Widerstand. Alle Zeugnisse und Quellen sprechen, wenigstens in den ersten Jahrzehnten, von ihrem glasklaren Verstand, ihrer Urteilskraft und einem beißenden Witz. Aber die Tatkraft, sich in dieser bewegten Zeit durchzusetzen, fehlte ihr. So wird sie eine wehrlose Figur ehrgeiziger politischer Überlegungen, ein Objekt, dessen Schuld allein darin besteht, daß sie sich von Verwandten und Günstlingen überlisten und ausnutzen läßt.

Es ist ein düsteres Kapitel der Geschichte, das Prawdin hier spannend und gewissenhaft mit geschickt eingeflochtenen Auszügen aus Chroniken schildert. Es erweist sich einmal mehr, welche monumentale Tragödie die Geschichte darstellt, wenn man sie mit humanitären Gesichtspunkten mißt.

Michael Prawdin, „Donna Juana, Königin von Kastilien". Düsseldorf: Eugen Diederichs Verlag, 260 S., Lw. DM 16,80. *Dr. Karl Heim*

WILMONT HAACKES FEUILLETON-HANDBUCH

Die Zeitungswissenschaft gehört zu den jüngsten wissenschaftlichen Disziplinen der Hochschule. Wie die Theaterwissenschaft konnte auch sie nicht einfach aus dem Vollen und Vorliegenden schöpfen, sondern mußte ihren Forschungsbereich

ZUCKER AUS CUBA

VON HEINZ PANKA

Ich stand in der Bank. Ein schöner Bau, sehr elegant, mit breiten Treppen und hohen Säulen. Alles Marmor. Ich hatte mir einen Mantel geliehen.
Mehrere neben mir unterhielten sich.
Sie sprachen über Aktien. Es waren große Worte.
Hätt' ich damals nur Hösch gekauft, sagte einer.
Wieso?
Ja, damals standen sie fünf, und jetzt stehen sie einhundertachtzig. Das wären 3600 für 100.
Ich hab', sagte ich.
So, sagte einer im Pelz.
Ja, sagte ich.
Und Mannesmann erst, sagte ein anderer.
Hab' ich leider nicht, sagte ich.
Aber Hildebrand, sagte einer.
Hildebrand hab' ich, sagte ich.
Ich wußte nicht, was Hildebrand ist.
Die stehen ja auch gut.
Das will ich wohl meinen, sagte ich.
Der im Pelz musterte mich mißvergnügt: Von Spekulationsgewinnen halte ich nichts.
Tja, sagte ich, das kommt darauf an, wer sie hat – und nach kurzer Pause – am besten steht aber Cuba.

zunächst selbst bestimmen und die so oft unbeachteten Zeugnisse ihres Forschungsgegenstandes, vor allem aber auch die ihr gemäßen historischen Perspektiven sehen lernen. So war beispielsweise auch das Feuilleton nur teilweise und bei weitem nicht in systematischer Durchdringung bearbeitet. Die Literaturgeschichte hat diese kleine Form, so eigenwertig und einmalig sie in ihren besten Stücken auch sein mochte, nur sehr ungefähr und beiläufig gestreift, so daß auch von dieser Seite Vorarbeiten kaum vorlagen. Das uneingeschränkte Verdienst nun, eine eigentliche Feuilletonkunde begründet zu haben, kommt Wilmont Haacke zu. Er ist bereits durch die bei Vowinckel in Heidelberg erschienene Studie zur Publizistik des Liberalismus „Julius Rodenberg und die deutsche Rundschau" hervorgetreten, und die Universitäten und Hochschulen müßten schon sehr reich an wirklich qualifizierten Kräften sein, wenn diese neue in Materialsichtung und konstruktiver Gedanklichkeit ausgesprochen grundlegende Arbeit nicht auch die sogenannte amtliche Aufmerksamkeit auf sich zöge. Die strenge Wissenschaft, ja sogar die des musischen Geistes, bleibt gerne für sich, bei uns in Deutschland wenigstens. Hier aber wird ein Gegenstand betrachtet, der ausnahmslos alle angeht und anspricht, und er wird von Haacke in Stil und Materialausbreitung durch drei Jahrhunderte hindurch so belebend vergegenwärtigt, daß man dieses Werk ganz besonders auch denen empfiehlt, deren Freude an der Vielfarbigkeit des Feuilletons nach Begründung, nach Verweilen und Vertiefung sucht. Der erste Band legt den Standort innerhalb der Publizistik und zu den benachbarten Wissenschaften fest, verfolgt die hier oft erstmals benannten Stufen seiner historischen Entwicklung, die so aufschlußreichen Selbstzeugnisse seiner Schöpfer und die wechselnde Bewertung in der Zeit. Es sind große, streng konzentrische Kreise, die Haacke mit Geduld und immer neuer Materialansammlung zu Ende geht – besonders auch im zweiten Band, der

---

Cuba?
Ja, Zucker. Der ist immer sicher. Lassen Sie sich das gesagt sein.
Ich hatte nur eine unbestimmte Vorstellung von einem Buch, das ich in einem Laden gesehen hatte, „Zucker aus Cuba". Es kann aber auch ein Vortrag im Rundfunk gewesen sein.
Leute, die spekulieren, sagte der im Pelz, können auch leicht ihr Geld verlieren, ganz leicht.
O ja, sagte ich. Das kostet Nerven. Va banque.
Der Kassenbeamte kam.
Ihr Sparbuch? sagte er zu mir.
Ja.
Sie haben noch eine Mark siebzehn oben, sagte er. Wenn Sie mehr als siebzehn Pfennige abheben, muß ich Ihr Konto auflösen.
Schon gut, sagte ich generös. Ich wollte mir nur 'ne Zigarre kaufen, zu 'ner Mark. Habe zufällig kein Geld mit. Aber dann schon' ich eben die Bronchien.
Ich ging.
Ich zog ein ehernes Gesicht. Va banque, meine Herren, sagte ich, va banque, das kostet Nerven.
An der Tür hörte ich, wie einer den Beamten fragte: Sagen Sie, Cuba, Cuba-Zucker steht wohl gut, wie?
Ich war darauf sehr stolz.

Wer über den Augenblick hinausdenkt . . .

wird bei der Wahl seiner Kamera besonders anspruchsvoll sein. Gewiß, man kann Kameras nach dem Aussehen kaufen. Fast alle wirken sie anziehend und vielversprechend. Das ist im Zeitalter industrieller Formgebung keineswegs ungewöhnlich. Aber Chrom und Leder allein entscheiden nicht.

Wer danach strebt, eine wirkliche Qualitätskamera zu besitzen, wird in der LEICA seine Wünsche erfüllt sehen. Sie ist mehr als eine erstklassige Kamera: Sie bildet Kernstück und Grundlage des LEICA-Systems mit den umfassendsten Möglichkeiten, die Ihnen die neuzeitliche Fotografie bieten kann.

Leica

überlegen in Präzision und Leistung

ERNST LEITZ GMBH WETZLAR

LEICA-Kamera und Objektive · Vergrößerungsapparate · Projektoren · Prismengläser · Mikroskope · Mikrophotographische Apparate · Physikalisch-optische Untersuchungsgeräte · Optische Materialprüfgeräte · Optisch-mechanische Feinmeßgeräte.

schließlich in lexikographischen Abschnitten alle Gattungen des Feuilletons von der „Anekdote" bis zum „Versuch" charakterisiert und würdigt. Die Krönung bilden dann die aus der Materialfülle gewonnenen „Arbeitsformeln", die notwendigerweise eine umfassende (übrigens ohnehin auch recht fragwürdige) Definition ersetzen sollen. Der ganze dritte Band besteht schließlich aus einer schlechthin umfassenden Bibliographie, die allein ein Unmaß an entsagungsvoller Arbeit erfordert. Daß ein derartiges Werk in so guter Ausstattung erscheinen kann, ist das Verdienst eines Verlages, der sich in der Stille schon längst seinen Ruf mit Werken erworben hat, die den heute nicht sehr häufig anzutreffenden Verleger aus Neigung und klarem geistigen Profil kennzeichnen.

Wilmont Haacke, „Handbuch des Feuilletons". Emsdetten: Verlag Lechte, Bd. I, 435 S., Lw. DM 22,50; Bd. II, 391 S., Lw. DM 26,–; Bd. III, 211 S., Hlw. DM 10,–.

Hermann Boekhoff

MODERNE PLASTIK

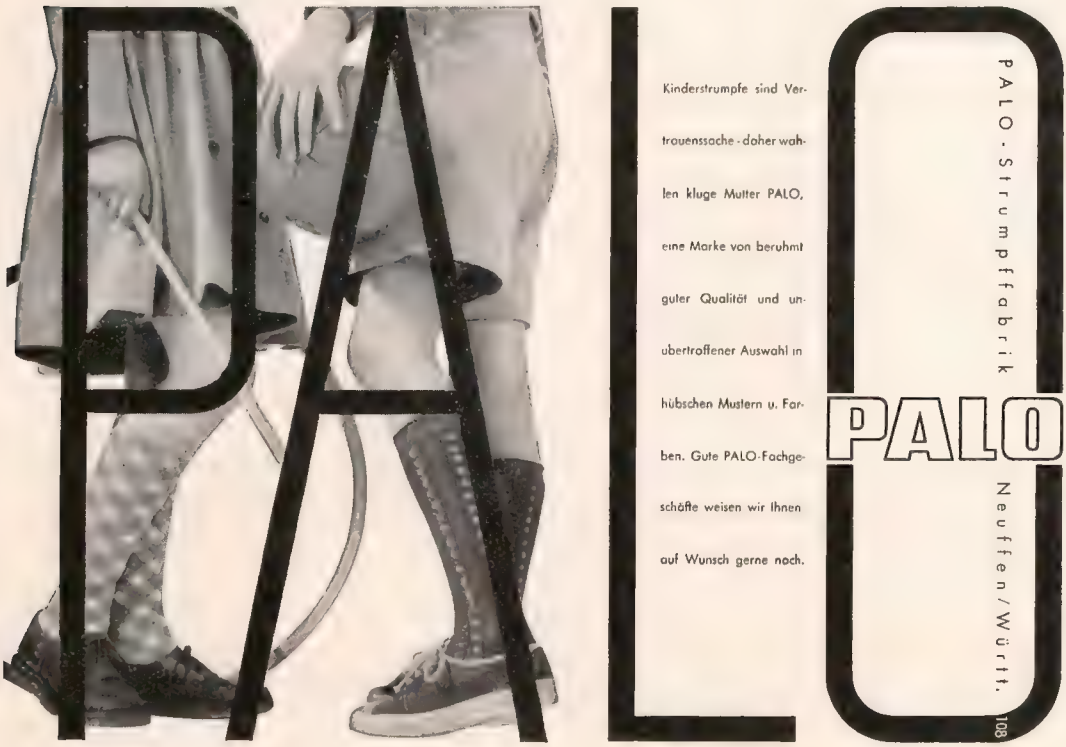
Über die moderne Malerei sind in den letzten Jahren kurz nacheinander ein paar wertvolle Gesamtdarstellungen geschrieben worden. Für die moderne Plastik, wo ein derart grundlegendes Werk noch aussteht, hat Eduard Trier neuerdings eine durchaus richtungweisende Vorarbeit geleistet. Aus der Entwicklung von Rodin bis Marino greift er in einer weitherzigen Auswahl diejenigen Künstler heraus, die das Gesicht der Epoche bestimmten. Dabei läßt er sich vom „subjektiven Blick des Liebhabers" leiten, so daß der Leser nicht ohne weiteres, wie er es sich im stillen bei einem derartigen Buch vielleicht wünschen mag, in der notwendigerweise begrenzten Bildfolge die für die Hand eines Künstlers jeweils typischen Werke erwarten wird. Für Marcks gibt es gewiß ebenso gültige, aber charakteristischere Beispiele, vor allem auch für Mataré oder Lehmann. Aber Trier hat seine etwas forcierte Programmatik begründet, und da er dazu viel Gutes und auf knappe Weise Klärendes zu sagen weiß, folgt man seinem Überblick gern. Er beschränkt sich vorwiegend auf die feststellende Beschreibung der Einzelwerke und deutet den heute ja doch bereits sehr gut ablesbaren historischen Sinnzusammenhang nur vorsichtig an. Aber dabei wird deutlich genug, daß in der modernen Plastik, wie in der zeitgenössischen Malerei auch, die Besinnung auf die ganz elementaren Formgesetze dem durchgehend neuen und im Prinzip bereits gefestigten Stil die Impulse gibt. Auf jeden Fall – das ergibt sich auch aus diesem Buch von selbst – ist vor den Werken der zeitgenössischen Plastik mit dem auf Inhalt und Bildsinn gerichteten Wertgefühl vergangener Epochen nicht das geringste anzufangen. Warum es so ist, und warum man nicht mit dem Geist der Vergangenheit in der Gegenwart leben kann, ist das Fazit dieses Bandes, der den Aufgeschlossenen – und um sie allein geht es – viel zu geben vermag.

Eduard Trier, „Moderne Plastik". Berlin: Verlag Gebr. Mann, 104 S. u. 96 Tafeln, Lw. DM 16,–.

Götz Moebius

DER STURM UND HERWARTH WALDEN

Von 1910 bis 1928 gab Herwarth Walden seine Zeitschrift „Der Sturm" heraus – ein Ärgernis war dieser Mann für viele, ja bis zum Jahr 1918



ATELIER ARKENBERG

Hier steht's in Silberschrift zu lesen,
daß klug ich bei der Wahl gewesen.
Nun hab' ich ihn, und er hat mich -
Wär' ER denn nicht auch was für DICH?

Isabella

BORGWARD

Der komfortabelste und schnellste Wagen seiner Klasse.
1,5-Liter-Motor – 60 PS
8,4 l Normverbrauch – 130 km Spitze
vollsynchron. 4-Gang-Getriebe
DM 6980.- AB WERK

fanden sich nur wenige Menschen in Deutschland, die ihn nicht für geistesgestört hielten. Und als Walden dann 1928 Deutschland verließ und in Rußland eine neue Heimat suchte (fand er sie dort? - niemand hat jemals eine Nachricht erhalten), breitete sich über ihn und seine Arbeit schnell der Mantel des Vergessens. Was hatte Walden denn getan, daß er verlacht und beschimpft wurde? Nun, er vertrat sehr heftig die Meinung – und zwar Jahre vor dem ersten Weltkrieg –, daß die Bilder von Klee, Kandinsky, Kokoschka, Picasso, Braque, Chagall, Marc, Macke und vielen anderen Kunstwerke wären, daß Else Lasker-Schüler und August Stramm und viele andere Dichter wären. Zwar war Walden nicht unfehlbar, er hat auch unfruchtbare Äste an seinem Baum getragen, doch das sollte gegen seine von der Zeit glänzend bestätigten Verdienste nicht aufgerechnet werden.

Vor kurzem erschien „ein Erinnerungsbuch an Herwarth Walden und die Künstler aus dem Sturmkreis" – betitelt „Der Sturm", betreut von Nell Walden und Lothar Schreyer und versehen mit über 100 einfarbigen Abbildungen und 11 vielfarbigen Bildtafeln. Dem Titelblatt gegenüber steht die farbige Reproduktion eines Walden-Bildnisses von Kokoschka, eines jener damals verlachten Gemälde – im vorigen Jahr wechselte es für 57 000 Mark seinen Besitzer. Aber das ist eine Anmerkung. Walden wird in diesem Buch nicht mit Zahlen beschworen – Nell Walden, die Lebensgefährtin, tut es in einem längeren Aufsatz mit ihrem Herzen, der verdiente Kunsthistoriker Schreyer, auch einstmals Waldens Wegbegleiter, mit großer Sachlichkeit und gezügelter Anteilnahme. Hinzu kommen mehrere Aufsätze, die Walden für seine Zeitschrift verfaßte, Briefe von Stramm, die er aus dem Felde an Walden schrieb, eine Würdigung Rudolf Blümners, des Sprechers des „Sturm-Kreises", und ein Paul Klee gewidmeter Aufsatz aus der Feder Otto Nebels. Mit einem Querschnitt durch die Arbeiten der Sturm-Dichter schließt dieses eindrucksvolle Buch; sicher wird es viel dazu beitragen, daß das Bild Herwarth Waldens wieder seinen bestimmten und ehrlichen Umriß gewinnt.

Nell Walden / Lothar Schreyer, „Der Sturm – ein Erinnerungsbuch an Herwarth Walden und die Künstler des Sturm-Kreises". Baden-Baden: Woldemar Klein Verlag; 272 S. mit 11 farb. Tafeln und 120 einfarbigen Abb., Lw. DM 32,–.

Joachim Karsten

EIN NEUER VAN GOGH-BAND

Als van Gogh zu malen begann, folgte er einem holländisch-bäuerlichen Realismus, dem er jedoch nicht lange nachhing. In Paris hatte man begonnen, den Duft des Lichtes und der Farbe über die Dinge zu breiten, und auch van Goghs Palette wurde lichter und flüssiger, ohne daß der Aufenthalt in Paris ihm die strenge Größe seiner Bildauffassung aufzulösen vermochte. Bereits in Arles hatte er dieses Zwischenspiel vergessen. Hier findet er seinen eigenen Stil, die leidenschaftliche Wucht der Form und die bis dahin unbekannte Intensität der Farbe. Diesen Weg bis zu den leidvollen Jahren in Saint-Remy und schließlich in Auvers verfolgt der an der Columbia-Universität lehrende Kunsthistoriker Meyer Schapiro in einem prachtvoll ausgestatteten, großformatigen Bildband, der vor allem Reproduktionen nach Originalen aus amerikanischem

DURASCHARF

Warum kann die dreifache Lebensdauer der DURASCHARF garantiert werden?

- **Die DURASCHARF wird aus Original-Schwedenstahl in Uddeholm-Spezial-Legierung hergestellt.**
- **Während Normalstahl einen Chrom-Gehalt bis zu 0,5% aufweist, hat die Uddeholm-Spezial-Legierung einen Chrom-Gehalt von 14%.**
- **Die aus dieser Spezial-Legierung hergestellte DURASCHARF ist nicht nur schnittig, sondern zugleich auch schnitthaltig.**

Deshalb GARANTIE für DREIfache LEBENS-DAUER

05236

SCHLEHDORN

nimmt als Erzähler im deutschen Schrifttum einen besonderen Rang ein. Wohl kaum ein zweiter Autor ist so in der Welt des 18. Jahrhunderts beheimatet wie er. Die Grazie, aber auch die Lebensfülle und Problematik des Rokoko ist in seinen Büchern Gestalt geworden.

Die eiserne Rose

374 Seiten, Leinen DM 9,80

Ehrgeiz und Leidenschaft, Glück und Schmerz des Menschenherzens sind in diesem Liebesroman aus der kleinen italienischen Rokokoresidenz Parma so fein miteinander versponnen wie die berühmten eisernen Gitter der Stadt des Correggio.

Die drei Putten

184 Seiten, Leinen DM 5,80

Ein kleiner Liebesroman aus dem Rokoko, mit liebenswürdiger Heiterkeit und verstehender Menschlichkeit erzählt.

GEORG WESTERMANN VERLAG

Besitz in sehr eindrucksvollen farbigen Wiedergaben vorstellt. Seine Einführung vereint in einem durchaus sympathischen Ton des sachlichen Berichtes alles Wesentliche: den Einfluß des japanischen Farbholzschnittes mit seiner Flächigkeit und seinen großartigen Farbkontrasten; das Ringen um die Symbolwerte der Farbe, die vor allem auch in den Porträts zu ganz neuen expressiven Ausdruckswerten führen, zu einer unmittelbaren Reinheit und Vitalität und damit zu einer elementaren Revolution, die geradeswegs in das Neuland zwischen einem magischen Realismus und der Abstraktion strebte. Den Farbtafeln steht jeweils ein beschreibender und deutender Text gegenüber, der das Grundsätzliche der Einleitung am einzelnen Bilde erläutert, an dieser leidenschaftlichen Inbrunst der Pinselführung mit den flackernden Bäumen, dem gleißenden Licht und der Verwegenheit der Perspektive. Das in Druck und Ausstattung ungewöhnliche Werk darf man im Hinblick auf die verlegerische Leistung ohne Einschränkung als ein Ereignis bewerten.

Meyer Schapiro, „Vincent van Gogh". Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 130 S. mit 20 Abb. u. 50 Farbtafeln, Lw. DM 25,–. *Götz Moebius*

BEETHOVEN IN DOKUMENTEN

Das gleich bei seinem Erscheinen so beifällig aufgenommene Buch über Beethoven, das Stephan Ley herausgab, hat auch weiterhin seinen Weg gemacht und mit der Neuausgabe bereits eine hohe Auflage erreicht. Gerne weisen auch wir erneut auf dieses Werk hin, das Beethovens Leben und Schaffen in Selbstzeugnissen, Briefen und zeitgenössischen Berichten darstellt. Dem geschätzten und kompetenten Herausgeber dürfte kaum etwas entgangen sein an wesentlichen Lebensdokumenten, die er mit knappen Zwischentexten verbindet und mit vielen Bildtafeln und Abbildungen bereichert. Der Künstler und Mensch erscheint hier ohne alle Zutat in tief anrührender Nähe, von den ersten Bonner Tagen über seinen Aufstieg in Wien bis zu seinem einsamen Tod, der in diesen schlicht berichtenden Dokumenten, wie nirgends sonst, erschüttert. Wer den Lebensweg Beethovens, seine Kunst und sein menschliches Erscheinungsbild unmittelbar kennenlernen will, sollte mit diesem Buch beginnen.

„Beethoven, Sein Leben in Selbstzeugnissen, Briefen und Berichten", hgg. von Stephan Ley, Berlin/Wien/Stuttgart: Paul Neff Verlag, 404 S., Lw. DM 12,80. *Wolfgang Torsten*

1200 JAHRE EUROPA

Europa hat eine 1200jährige Geschichte. Seit Pippin 751 zum König des Frankenreiches gesalbt wurde, gibt es ein europäisches Schicksal. Von diesem Schicksal wird gerade heute sehr viel gesprochen, wirksam gewesen ist es zu jeder Zeit. Das Denken in Nationalgeschichten, das Mißverständnis, Geschichte sei das Auf und Ab außenpolitischer Machenschaften hat mitunter Europa zu einem leeren Begriff diffamiert. – Albert Mirgelers Buch „Geschichte Europas" kommt zur rechten Zeit. Hier ist eindringlicher als in allen Proklamationen der letzten Jahre vermerkt, daß Europa auf Gedeih und Verderb zusammengehört. Seit dem Jahre 751 hat jeder politische, kulturelle und wirtschaftliche Vorgang innerhalb eines europäischen Volkes oder Staates für alle Bewohner unseres Erdteils Bedeutung gehabt. In solcher Art wird das Schicksal Europas auch weiterlaufen, niemand lebt in diesem Raum allein,

kein europäischer Staat hat ein eigenes, ein besonderes Schicksal.
Mirgeler verfolgt in universalgeschichtlicher Betrachtungsweise alle Kräfte, die dem Lauf der europäischen Geschichte Richtung und Charakter gaben. Diese Art des Berichtens führt zwangsweise zu einer Beschränkung des Stoffes, die sonst nur durch mehr oder minder willkürliche Kürzungen zu erzielen gewesen wäre. So entstand ein sehr einheitliches Buch, unsere Vergangenheit ist über einem klaren Grundriß geordnet und gewinnt mahnende Kraft.
Albert Mirgeler, „Geschichte Europas". Freiburg: Herder Verlag, 468 S., Lw. DM 24,80.

Karlheinz Dörbeck

ALTE EUROPÄISCHE STÄDTEBILDER

In den Jahrzehnten zwischen 1572 und 1618 sammelten der Kölner Geistliche Georg Braun und der holländische Kupferstecher Franz Hogenberg ihre schönen Städtebilder, von denen einige auf den Seiten 57–60 dieses Heftes wiedergegeben sind. Sie vereinten sie in einem großen Bilderatlas, der in sechs umfangreichen Foliobänden unter dem Leittitel „Civitates Orbis Terrarum" erschien. Obwohl das Werk damals eine relativ weite Verbreitung fand, sind die kostbaren Stiche heute nur noch in wenigen Bibliotheken vollständig vorhanden. Es war deshalb eine dankenswerte Aufgabe, daß der Tauchnitz-Verlag jetzt wenigstens einige der wichtigsten Blätter in gut gelungenen farbigen Reproduktionen erneut auf den Markt brachte. Nicht bloß, weil damit eine verdienstvolle „Gemeinschaftsarbeit vieler Künstler und Handwerker, bekannter und unbekannter Meister" lebendig erhalten bleibt, sondern weil hier einzigartiges Material zur Kulturgeschichte und Geographie der mittelalterlichen Stadt vorliegt, die nach Urkunden, Akten und Bauwerken heute vielfach nur noch mit Mühe rekonstruiert werden kann. So aber ist dieses reizvolle Buch, das vor allem den europäischen Hauptstädten, weniger den deutschen Orten, gewidmet ist, mehr als eine angenehme historische Reminiszenz; es ist eine allgemein interessante Arbeit von bleibendem Wert.
„Alte europäische Städte-Bilder. 24 farbige Blätter nach Georg Braun und Franz Hogenberg." Eingeleitet von Ruthardt Oehme. Stuttgart: Bernhard Tauchnitz Verlag, 120 S., geb. DM 7,50.

Dr. Fritz Winzer

KEIN PLATZ FÜR WILDE TIERE

Eine bestürzende, Nachdenken und Stellungnahme herausfordernde Rechnung stellt Dr. Bernhard Grzimek im ersten Kapitel seines neuen Buches „Kein Platz für wilde Tiere" auf. Mit überraschenden Zahlen und einer langen Liste von Wildtieren, die der „Heuschrecke Mensch" bisher zum Opfer fielen, die ausgestorben oder bis auf wenige Exemplare ausgerottet worden sind, weist der bekannte Zoofachmann und leidenschaftliche Tierfreund auf die alarmierende Situation hin, in der sich der Wildbestand der vor wenigen Jahrzehnten noch unerschöpflich scheinenden Tierparadiese heute befindet. „Eine Tierart, deren letztes Paar ohne Kinder stirbt, kann die ganze Menschheit nie wieder erschaffen. Wir vermögen wohl Wolkenkratzer zu bauen und ganze Erdteile mit Atombomben zu vernichten – einen toten Regenwurm wieder lebendig machen, das können wir nicht." Aber Grzimek weiß, daß kein noch so beschwörender Appell an das Menschheitsgewissen die Verdrängung immer neuer Tierarten aus den ihnen im Schöpfungsplan zugewiesenen Lebensbereichen aufhalten kann.

DM 1.00 bis 6.50

DM 1.75 bis 6.00

DM 1.20 bis 10.-

Er kämpft darum mit dem ganzen Einsatz seiner kraftvollen Persönlichkeit, seines wissenschaftlichen Ansehens und seiner schriftstellerischen Beredsamkeit um die Verwirklichung des Möglichen: in Schutzgebieten und Zoologischen Gärten wenigstens eine kleine Anzahl der gefährdeten Arten zu erhalten. „Wir wollen Mitgeschöpfe, die wir für ebenso edel und lebenswert halten wie uns selbst, vor der Vernichtung bewahren. Wir möchten, daß auch unsere Enkel noch still vor einer scheuen Bongoantilope stehen." Um diese Aufgabe so gut wie möglich erfüllen zu können, ist die genaue Kenntnis der Lebensgewohnheiten und Daseinsnotwendigkeiten der künftigen Schutzbefohlenen erforderlich, und darum „fahren Leute wie ich nach Afrika". Über eine solche Fahrt, die ihn und seinen Sohn Michael mit dem Flugzeug nach Belgisch-Kongo führte, wird in den dreizehn weiteren Kapiteln des Buches berichtet. Der Tierschriftsteller und auch der Reiseschilderer Grzimek hat sich hier selbst übertroffen. (Wer seine früheren Bücher und seine Aufsätze in WESTERMANNS MONATSHEFTEN kennt, wird das Gewicht dieser Feststellung abschätzen können.) Die Unmittelbarkeit und Frische der Erlebnisschilderung, die Gründlichkeit und Sachkenntnis der Berichterstattung wird aufs glücklichste ergänzt durch ausgezeichnete Aufnahmen. Hauptzweck der Reise und deshalb auch in gewissem Sinne Höhepunkt der Schilderung war die Überführung eines lebenden Okapi in einen deutschen Zoo, die Grzimek dann auch als erstem glückte, und zwar auf dem Luftwege. Fänger der seltenen Okapis sind die Bambuti, ein Pygmäenvölkchen im Kongo-Urwald; die anschauliche, verständnisvolle Schilderung dieser freundlichen Menschen füllt einen besonders lesenswerten Abschnitt des Buches. Der zoologische Experte erweist sich hier als Mehrer ethnologischer Kenntnisse, indem er einige irrige Vorstellungen über die Zwergmenschen berichtigt. Ebenfalls hervorgehoben zu werden verdient der Bericht über einen Besuch auf der Elefantenstation Gangala na Bodio, der einzigen, auf der afrikanische Elefanten gezähmt und zur Arbeit abgerichtet werden. Auf Grund seines farbig und anziehend dargestellten Erlebnisgehaltes wird das Buch zweifellos eine große Zahl von Lesern finden; um seines dringlichen Anliegens willen kann diese Zahl gar nicht groß genug sein. Denn eines hat sein Verfasser klarzumachen verstanden: „Die Schöpfung braucht bitter wieder Noahs."

Dr. Bernhard Grzimek, „Kein Platz für wilde Tiere". Bad Wörishofen: Kindler und Schiermeyer Verlag, 308 S., 136 Abb., Lw. DM 19,80.

Günter Markwart

HEINZ GARTMANN

Seit Jahren gehört Heinz Gartmann zum Mitarbeiterkreis der MONATSHEFTE. Er ist „von Haus aus" Techniker, Spezialist für Fahrzeuge der Luft; aber ebenso ist er „von Haus aus" Schriftsteller, er schreibt einen klaren, sachlichen Stil. In diesem Heft berichtet er über die neuen Fluggeräte, die senkrecht zu starten und zu landen vermögen. Und wie in allen seinen Arbeiten: hier ist nichts vereinfacht oder hinter dem Schutzwall des Fachgespräches versteckt – hier werden außerordentlich komplizierte Dinge verdeutlicht. Aber dies kennzeichnet noch nicht den ganzen Heinz Gartmann: bei Gelegenheit läßt er auch sein Erzählertalent aufleuchten. So in seinem neuesten Buch „Träumer, Forscher, Konstrukteure", in dem er die Bemühungen um eine Verwirklichung der Weltraumfahrt schildert. Weltraumfahrt, das ist Gartmanns ganz besonderes Anliegen – er ist in Deutschland ihr erster Chronist. Ein glücklicher Einfall war es, dieses Thema nach den Menschen aufzugliedern, die von Raketen und Raumfahrt träumten, deren Problemen nachgingen und diese auf den Reißbrettern, in Motoren und Flugkörpern zur Lösung führten. So wird eine technische Entwicklung wirklich als Abenteuer geschildert, wie es der Untertitel des Buches verspricht; die Träumer, Forscher und Konstrukteure – vom Schöneberger Edison Ganswindt über den Amerikaner Goddard, von Hermann Oberth bis zu Wernher von Braun – sind nicht Statisten, sondern Helden der Handlung. Gartmann, der Raketeningenieur, hält sich bescheiden im Hintergrund; Gartmann, den Schriftsteller dürfen wir mit diesem Buch in den Vordergrund stellen.

Heinz Gartmann, „Träumer, Forscher, Konstrukteure". Düsseldorf: Econ Verlag, 336 S., 40 Bildtafeln, Lw. DM 12,80.

In diesem Zusammenhang sei auf das Buch „Die Eroberung des Mondes" hingewiesen, das Heinz Gartmann aus dem Amerikanischen übersetzte. In diesem Band, der in unmittelbarem

Lieber
leichter,
lieber*
Mercedes

10 PF

* Viele sagen: *am liebsten!*

Zusammenhang mit dem Buch „Station im Weltraum" (siehe Besprechung in Heft 5/1953/54, S. 97) steht, wird von Wernher von Braun, Willy Ley und Fred L. Whipple behauptet und mit wissenschaftlich exakten Daten belegt: von der Station im Weltraum ist der Start zum Mond möglich und – wenn man das nötige Geld dazu hat – in einigen Jahren durchführbar. Große Bildseiten geben eine lebendige Vorstellung von dem, was diese verwegenen Forscher Wirklichkeit werden lassen wollen.

„Die Eroberung des Mondes", herausgegeben von C. Ryan. Frankfurt: S. Fischer Verlag, 124 S. mit 11 Farbtafeln, Hlw. DM 13,80. *Karlheinz Dörbeck*

VON MEXIKO BIS ZUM FEUERLAND

Kaum übersehbar ist die Zahl der in den letzten Jahren erschienenen länderkundlichen Bücher. Und erstaunlich ist dabei, daß alle diese Werke ihre Leser finden. Das mag daran liegen, daß die Welt auf eine besondere Art zusammengerückt ist und viele das Bedürfnis haben, sich über die „neuen Nachbarn" zu informieren. Haben sich in früheren Jahren in Europa die Leitartikler der Zeitungen und der Mann auf der Straße dafür interessiert, ob sich die Chinesen in der Formosastraße die Köpfe einschlagen? Ob ein mittelamerikanisches Land von einem Kommunisten regiert wird? Ob in der Antarktis Flaggen gehißt werden? Die Welt ist auf allen Erdteilen aufgerührt, und so herrscht ein dauerndes Verlangen, sich zu informieren: was tat und tut und was wird sich dort tun? In Deutschland wirkt weiterhin noch der Umstand mit, daß wir lange Zeit keine Auslandsverbindungen unterhalten konnten und jetzt nachholen wollen – der Geograph, der Kaufmann, der Naturkundler ebenso wie der Leser, der lediglich in die Ferne geführt werden will um des Erlebnisses willen.

Diesmal sollen einige der über Mittel- und Südamerika erschienenen Bücher angezeigt werden: Hans Helfritz bereiste vor kurzem Mexiko und die Staaten der mittelamerikanischen Landbrücke – der Bericht, den dieser Allround-Reiseschriftsteller gibt, ist vielgesichtig. Die Reiseroute des Autors wird zum roten Faden seines Buches, und so verbindet das Erlebnis die sachlichen Mitteilungen. Besonders eifrig ist Helfritz den Spuren der Vergangenheit nachgegangen; dabei kommt jedoch das „Länderkundliche" keineswegs zu kurz. Nur: sein Buch ist recht dickleibig geworden. Da aber der Verlag nur einen mäßigen Preis verlangt, ist man zufrieden. *(Hans Helfritz, „Mexiko und Mittelamerika". Berlin: Safari-Verlag, 737 S. mit 144 Fotos u. 6 Farbtafeln, Lw. DM 16,80).*

Hans Boesch, Professor an der Universität Zürich, will mit seinem Buch „Zentralamerika heute" vor allem ein Bild der augenblicklich dort herrschenden wirtschaftsgeographischen und wirtschaftspolitischen Lage geben. Die Reise, die er mit wissenschaftlichem Auftrag unternahm, erbrachte ihm aber auch andere Eindrücke, und so besitzt selbst dieses Buch, das vor allem den Kaufmann sehr interessieren wird, einen kleinen Hauch vom Fluidum der Fremde. *(Hans Boesch, „Zentralamerika – heute". Bern: Kümmerly & Frey Verlag, 262 S. und 22 Bildtafeln, davon 4 farbig, Lw. DM 20,45).*

Gleichfalls Wissenschaftler ist Arnold Heim, der von seinen Forschungsreisen in Chile, Argentinien und Bolivien erzählt – ja, Heim erzählt,

TRADITION UND FORTSCHRITT

Bleibt doch noch...
fordert die Dame des Hauses ihre Gäste auf, obwohl Mitternacht längst vorüber ist und sie morgen Waschtag hat. Was bedeutet für sie schon Wäsche, seit die CONSTRUCTA im Hause ist! Vollautomatisch bewältigt dieser modernste deutsche Waschapparat - gleich nebenan in Küche oder Bad - die ganze Wäsche!

Maschinenfabrik
Peter Pfenningsberg G.m.b.H.
Düsseldorf-Oberkassel

Generalvertretung für Österreich
L. SCHUMITS & CO., WIEN I

auf reizende Art altväterlich, sehr genau und sehr freundlich. Ihn kümmert nur, was er sah, jede Blume, jeder Berg, jeder Mensch. Und wir müssen gestehen: seine Art des Berichtes gibt uns mehr als die beste Reportage. Dieses Buch ist eine Fundgrube für jeden Naturfreund und jeden, der mehr von fernen Ländern erfahren will als nur ihre groben Umrisse. *(Arnold Heim, „Südamerika". Bern/Stuttgart: Hans Huber Verlag, 232 S. und 162 Bildseiten, davon 4 farbig, Lw. DM 32,–).*

In seinem Chile-Buch geht auch Hans Helfritz den oft so wesentlichen „Kleinigkeiten" nach. Er ist seit langem chilenischer Staatsbürger, und es war für ihn wohl Ehrenpflicht, seine neue Heimat besonders zu würdigen. Die geschichtliche, kulturelle, wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklung wird ebenso genau geschildert wie die geographischen und naturkundlichen Gegebenheiten; wertvoll sind weiterhin seine Berichte aus dem Feuerland und der „chilenischen

---

DIE ZEITUNGSENTE

In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, als James Gordon Bennett den ‚New York Herald' gegründet hatte, schwirrten ständig ‚Enten' über Brooklyn und Manhattan auf. Sein Sohn erfand Jahrzehnte später die schaurige Ente von den Bestien, die aus dem Zoo ausbrachen. Kurt Seeberger hat in Karl d'Esters kleinen Presse-Geschichten den Vorfall folgendermaßen nacherzählt:

Bennett des Älteren Nachfolger und Sohn, James Gordon Bennett der Jüngere, wußte es seinem Vater an Sensationsmeldungen gleichzutun. Am 9. November 1874 setzte er folgende alarmierende Meldungen in den ‚New York Herald': „Die wilden Tiere sind aus dem Zoo ausgebrochen."

Man kann sich vorstellen, welch panischer Schrecken sich der Stadt bemächtigte, als ihr die Schlagzeilen entgegenschrien:

Schreckliches Unglück!

Die wilden Tiere aus dem Zentralpark ausgebrochen!

Ein schrecklicher Sabbatkarneval des Todes!

Wilde Bestien laufen frei herum!

Gouverneur Dix erschießt den Bengaltiger in der Straße!

Sämtliche Seiten des ‚Herald' waren mit den Schilderungen dieser Ereignisse angefüllt. Alle Einzelheiten einer solchen Katastrophe wurden den Bürgern der Stadt New York so anschaulich geschildert, daß sie sich in ihren Häusern verborgen hielten, wenigstens riet ihnen die Zeitung so.

Wenn sich aber einer die Mühe gemacht hätte, die Zeitung an jenem Tage zu Ende zu lesen, wäre er auf eine kleine Überschrift gestoßen: „Die Moral des Ganzen!" Und was war die „Moral des Ganzen"?

Eine Laune, ein Einfall, ein Gaunerstreich, ein Reportertrick! Am Tage zuvor war ein Beobachter des ‚Herald' im Zoo gewesen. Als er die wilden Tiere hinter ihren Gittern sah, malte er sich aus, was wohl geschehen würde, wenn einmal ein Wärter die Türen zu den Käfigen offen ließe. Dies denken – und dann als ein fähiger Reporter den Faden weiterspinnen war eines.

Und bloß, weil ein Reporter eine hinreichend glühende Einbildungskraft hatte, mußte New York einen Tag lang furchtbare Ängste ausstehen. Dann aber lachte die Stadt herzlich über den

Antarktis". *(Hans Helfritz, „Chile". Zürich/Stuttgart: Fretz & Wasmuth Verlag, 332 S. u. 96 Abb., davon 4 farbig, Lw. DM 22,50).* *Henry Tuchel*

JAPAN - KIOTO UND TOKIO

Die Abbildungen des im vorigen Heft veröffentlichten Beitrages „Die Fischer von Hongkong" waren Aufnahmen des 1954 auf einer Südamerika-Reise auf tragische Weise ums Leben gekommenen Schweizer Fotografen Werner Bischof. Der erwählte Kreis der fotografischen Künstler ist um eins ihrer bedeutendsten Mitglieder ärmer geworden – und auch die MONATSHEFTE und ihre Lesergemeinde trifft dieser Verlust. – Es ist nicht nur eine Ehrenpflicht, den letzten Bildband Werner Bischofs anzuzeigen: die Herausgabe seiner Japan-Aufnahmen ist ein außerordentliches Ereignis, das mehr als jeder Nachruf dem Namen des Fotokünstlers letzten Glanz verleiht.

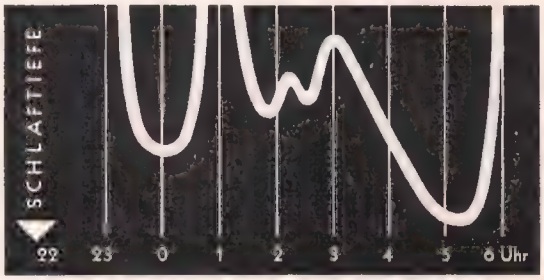
Hereinfall. Die Geschichte ist als die ‚Wild-Animal-Hoax' in die Geschichte der amerikanischen Presse eingegangen.

Die schönste unpolitische Ente in schweren Jahren europäischer Auseinandersetzung aber war „Das Ungeheuer von Loch Neß". Im Sommer 1933 fiel Francesco Gasparini ein alter Zeitungsausschnitt mit Notizen über See-Ungeheuer in die Hände.

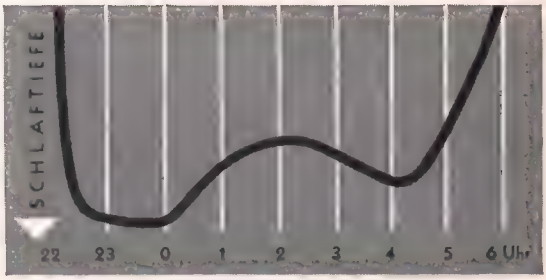
Als Glasgower Korrespondent des italienischen Blattes ‚Il Corriere della Sera' fabrizierte er daraus eine Ente folgenden Inhalts: Schottische Fischer fanden bei Inverneß einen „seltsamen Fisch", wie man ihn seit Jahrhunderten nicht gesehen hatte. – Drei Tage später sprachen alle Zeitungen des Erdballs von dem ungeheuerlichen Fisch, den man bei Loch Neß in Schottland gefunden habe ... Gasparinis Einfall wurde zur erfolgreichsten Ente der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Verfolgen wir ihren Weg! Im April 1934 gelang es Reportern der ‚Daily Mail', das Ungeheuer aus einer Entfernung von nur 150 Metern zu fotografieren. Das Monstrum verschwand, daraufhin kamerascheu geworden, wieder in den Fluten. Aber sein Foto ging sogleich in die ‚Berliner Illustrirte' über. Später schrieb in der ‚Times' Kommandant R. T. Goul einen drei Spalten langen Artikel darüber, daß in Loch Neß „ein Lebewesen von anormaler Art" hause. Der Journalist, der den Artikel losließ, konnte sich wahrscheinlich nicht gut Kapitän nennen, deshalb bevorzugte er das ungeschützte, glanzvolle Epitheton: Kommandant. Kurz vor dem Kriege schließlich legte der Staatssekretär von Schottland dem Unterhaus einen Gesetzentwurf vor, worin die Entsendung eines parlamentarisch-wissenschaftlichen Untersuchungsausschusses nach Schottland gefordert wurde, der den Gerüchten über die Seeschlange von Loch Neß entgegentreten sollte. Das berichteten ausländische Korrespondenten bis 1939 aus England. Mit dem Ausbruch des Krieges versank jene vorletzte Seeschlange (der Presse) in den Wellen der Zeit. Andere Enten kamen. Jene Märchen-Enten, deren Erfinder harmlose Feuilletonisten waren, verschwanden. Die politische Lüge, das niederträchtige Gerücht, die infame Erfindung – die Greuelpropaganda trat bei allen kriegführenden Völkern von neuem ans Licht.

(Aus Wilmont Haackes „Handbuch des Feuilletons", vgl. Besprechung S. 96)

KAFFEE
und der Schlaf.



Im Schlaf steigt der Mensch hinab zu den Wurzeln der Lebenskraft. Schlafend fügt er sich ein in den großen Atem der Natur, in den Rhythmus von Tag und Nacht. Wer ihn mißachtet und gewohnheitsmäßig stört — etwa durch abendlichen Genuß starken Kaffees — läßt jenen Kraftquell ungenützt, den die Natur für uns bereit hat.



Die obere Kurve gibt ein typisches Bild von der Wirkung, die das Coffein des Bohnenkaffees so häufig ausübt: erschwertes Einschlafen, gestörter, flacher Schlaf ohne rechte Erquickung.

Die untere Kurve zeigt den gesunden Schlafverlauf, der erholsam und ungestört bleibt nach dem Behagen schaffenden coffeinfreien

KAFFEE HAG

. . . auch spät abends!

Strümpfe sitzen
phantastisch plastisch
durch die
langlebige Elastizität des
GOLD-ZACK Strumpfhalters.
Ebenso gut wie
GOLD-ZACK Gummiband,
das Gummiband,
das lange hält.
VILLBRANDT & ZEHNDER A.G. · WUPPERTAL-ELBERFELD

Man nehme
ein Postkärtchen und schreibe: „Lieber PHOTO-PORST! Schicke mir kostenlos den 240 seitigen Photohelfer". Er ist hochinteressant und enthält auch alle guten Markenkameras, die der Welt größtes Photohaus mit 1/5 Anzahlung. Rest in 10 leichten Monatsraten bietet. Ein Postkärtchen genügt.
DER PHOTO-PORST Nürnberg A76

Roha-Salz
gegen Magenbeschwerden
Pulverform DM 1.50 · Tabl. DM -.85 u. 1.65

Gute Bezugsquellen
ALLER ART
finden Sie im Anzeigenteil von
WESTERMANNS MONATSHEFTEN

Langenscheidts Deutsches Wörterbuch
Rechtschreibung u. Grammatik
Das Wörterbuch enthält etwa 35000 Stichwörter. Mit vielen Beispielen für die grammatisch richtige Anwendung der Wörter. Dazu Rechtschreibregeln, Zeichensetzung, Deklinations- und Konjugationstabellen, Abkürzungen, Maße und Gewichte u. a.
320 Seiten, lederartiger Einband, nur DM 4,80
Erhältlich in jeder guten Buchhandlung
LANGENSCHEIDT KG.
Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30

Schnellwirkend u. unschädlich! In Apotheken u. Drogerien

Japan, ein Land, das mitspielt in der Welt, das 85 Millionen Menschen einschließt, ist in Europa vorzugsweise als das Land der Kirschblüte, der Geishas, der höflichen, gelbgesichtigen Lächler bekannt (übrigens: nur der an Gelbsucht leidende Japaner ist gelbgesichtig), als das Land, das sich seit einigen Jahren „amerikanisch" geben soll. Werner Bischofs Bilddokumente belehren uns: Japan ist kein Operettenland, seine Schönheit ist herbe, seine Menschen sind kraftvoll, energiegeladen und in ihrer Mehrzahl nach wie vor den äußeren und inneren Formen der eigenen Vergangenheit verhaftet. „Was nicht verlorenging" heißt die erste Bildfolge – in der Tempelstadt Kioto kristallisiert und dokumentiert sich das gläubige Leben der Inselbewohner. Der Hauptteil „Japan heute" zeigt die Sonderstellung der Hauptstadt Tokio auf und stellt dagegen die Kleinstadt, das Dorf und das Leben hinter den shojis, den papierbespannten Schiebewänden und -türen der Häuser; hier folgen willig selbst die großstädtischen Stenotypistinnen und Generaldirektoren den alten Bräuchen und Gesetzen. Dem japanischen Theater ist das Schlußkapitel gewidmet.

Insgesamt werden 109 Aufnahmen, davon 30 Farbaufnahmen, in großen Formaten, oft über Doppelseiten hin, vor uns ausgebreitet. In ihnen spiegelt sich Japan und die Kunst eines Fotografen, dem die technisch vollkommene Aufnahme Selbstverständlichkeit, dem es um die Seele und den Atem, um die Wahrheit seiner Bilder zu tun war. – Bleibt noch zu sagen: Der Text von Robert Guillain ist mehr als eine Einleitung, gewinnt Eigenwert durch seinen präzisen Sachgehalt und durch die gute Art des Vortrags; und: der Druck der Bilder ist vollkommen – hin und wieder begegneten wir ähnlichen Meisterdrucken, noch nie aber besseren; die graphische Gestaltung besorgten Ernst Scheidegger und Walter Huber in nobler Art.

Werner Bischof, „Japan". Zürich: Manesse Verlag Conzett & Huber; 32 Textseiten und 131 Bildseiten, Lw. DM 28,–. *Ludwig Tornier*

FLORITA UND SABJAN

Gute Jugendbücher sind rar. Um so erfreulicher ist es, auf zwei Neuerscheinungen des Westermann Verlags zu stoßen, die im Thema zeitlos sind und auch im Stil falsche Sentimentalität vermeiden. Da ist zunächst das neue Buch von Trude Wehe, die als Schriftstellerin nicht unbekannt ist. „Ich heiße Florita", so stellt sich die elfjährige Heldin schon auf der Titelseite des Buches vor, und dieses Selbstbewußtsein geht durch das ganze Buch. Sie erzählt die Erlebnisse eines Sommers und wird nicht müde zu beweisen, daß sie ein ganzer Kerl ist. Und das Schöne ist, daß man es ihr auch glaubt. Florita wird natürlich Capitano einer Jungensbande. Sie kann Lasso werfen und hat einen wunderschönen Gürtel. Der Vater hat einen Store in der Stadt. Die Mutter wohnt mit den beiden Kindern und einer Dienerin draußen vor der Stadt. Beinahe hätte ich vergessen zu betonen, daß die Geschichte in Mexiko spielt und daß die Eltern Deutsche sind. Als aus einem Streich eine ernste Angelegenheit zu werden droht, findet Florita bei Marion, ihrer jüngeren Schwester, den ersten Trost; dann entdeckt sie, daß die Mutter eine prächtige, gute Mami ist, der man alles sagen kann. Und erst der Vater! Der hat ihr ganzes Herz, als sie mit auf die Alligatorenjagd darf und er sich sogar ihres Schützlings Pepe annimmt.

Mehr will ich von dem Inhalt nicht verraten. Das Buch ist für 12- bis 15jährige Mädchen geschrie-

ben und erfüllt alle Anforderungen, die an ein gutes Mädchenbuch zu stellen sind. Die Sprache ist herzhaft und zupackend, die Handlung psychologisch gut durchgearbeitet. Der fremde Hintergrund dürfte für die jungen Leserinnen seinen besonderen Reiz haben. Die Federzeichnungen von Oswald Voh untermalen treffend die an sich schon lebendige Handlung. – Dieses Lausmädelbuch sollte in viele Hände gelangen. Freuen wir uns, daß wir so etwas für unsere Jugend haben!

Die zweite Neuerscheinung führt uns auch in ein fremdes Land und hat einen Jungen zum Helden. Sabjan ist ein elternloser Hindujunge vom Stamme der berühmten Elefantenjäger im vorderindischen Staat Mysore. Wie der Junge ein Elefantenbaby findet, es vor dem Verhungern rettet, dressiert und zu Schiff nach Hamburg begleitet, das kann man hier gar nicht alles wiedergeben. Aus Christa Ruhes bereits erschienenen Jugendbüchern kennen wir ihre Vorliebe für exotische Tiere, von denen unseren jungen Lesern kaum jemand so viel und aus besserer Sachkenntnis zu erzählen weiß wie gerade sie. Auch diese Geschichte von Sabjan, dem kleinen Hindujungen mit seinem Elefantenbaby, hat in all ihrer Folgerichtigkeit eine Spannung, die anzieht und doch nicht überhitzt ist. Es ist ein aus der Wirklichkeit gestaltetes, packendes Buch für alle kleinen Tierfreunde, Jungen und Mädchen.

Trude Wehe, „Ich heiße Florita"; 184 S., Hlw. DM 3,80, für MH-Abonnenten DM 3,20 / Christa Ruhe, „Sabjan und sein Elefant"; 128 S., Hlw. DM 3,60, für MH-Abonnenten DM 3,10 – beide Bücher im Georg Westermann Verlag, Braunschweig.

Hans Georg Geissler

LAMPENFIEBER

Die siebzehnjährige Ulrike, ein ostpreußisches Flüchtlingsmädchen, will ohne Wissen ihrer Eltern die Schauspielschule besuchen. Das ist mit 60 Mark monatlich ein gewagtes Unternehmen. Die Folgen bleiben nicht aus, sie werden in dem Buch von Hansi Kessler „Lampenfieber" realistisch und psychologisch überzeugend geschildert. Hunger, Nervosität, Überarbeitung durch Nebenverdienst, dazu die Schwindelei, die eine Lüge nach der anderen auslöst, durch das alles muß Ulrike hindurch. Erst nach Lösung ihrer persönlichen Verstrickung kommen Fortschritte im Unterricht. Und was wird alles verlangt! Geschickt blendet die Erzählung ein, für welche Berufe die Ausbildung ebenfalls Sprungbrett sein kann. Die kluge Cordy wird Dramaturgin, der gewandte Hans Rundfunksprecher und Reporter. Ein photogenes Gesicht allein tut es nicht, wie das Beispiel Sigrids zeigt, die als Schönheitskönigin eine kleine Filmrolle erhält. Ulrike hat Begabung, Fleiß und Glück. Das Lampenfieber, dieses Vibrieren aller Nerven vor dem Vorsprechen und auf der Bühne, wird sie weiterhin begleiten, denn sie erhält nach zweijähriger Ausbildung ein Engagement mit der gar nicht traumhaften Gage von 220 Mark monatlich.

Man merkt die Absicht des Buches – und ist erfreut. Die Backfische, jetzt Teenager genannt, träumen wie eh und je von den Brettern, die die Welt bedeuten, und die sie zum Starhimmel des Films führen sollen. Wie dornenvoll der Weg dorthin ist und gleichzeitig wie beglückend für den jungen Menschen, der diesen Beruf mit allen Fasern seines Herzens liebt, schildert die Autorin in guter und amüsanter Art.

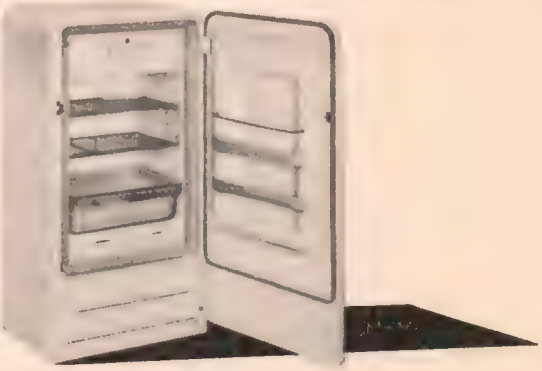
Hansi Kessler, „Lampenfieber". Braunschweig: Georg Westermann Verlag, 188 S., Lw. DM 5,80, für MH-Abonnenten DM 4,90.

Margarete Troll

Beneidenswert fortschrittlich

diese Beiden, die frei über den Hindernissen der Welt ihren Zielen zustreben.

Viele Fortschritts-Träume hat die Technik schon verwirklicht. Sie hat sich mit den großen Hindernissen der Welt, aber auch mit den Alltagssorgen beschäftigt: sie schenkte der Hausfrau zur Bewältigung ihrer täglichen Mühe um den Küchenzettel ein schönes praktisches Gerät – den BBC-Kühlschrank.



24437 a

BBC-Kühlschränke gibt es seit 30 Jahren. Sie bieten heute in Form, Technik und Ausstattung allen Kühlschrank-Komfort. Das neueste Modell, der 125-Liter-Schrank, hat als letzte Raffinesse einen in 4 Kühlzonen unterteilten Innenraum. 6 Modelle von 70 bis 290 Liter Inhalt; Preise von 475.- DM und Monatsraten von 22.- DM an.

BBC BROWN, BOVERI & CIE. AG., MANNHEIM

Landschulheim
BURG NORDECK
ÜBER GIESSEN
Familienhafte Pflege, Jungen und Mädchen
WISSENSCHAFTLICHER UNTERRICHT
Kunst / Handwerk / Sport

Arzthelferin der ideale Frauenberuf
Sehr gute Berufsaussichten. Halbj. Lehrgänge ab 4. Okt. u. 1. April. Nach bestandener Abschlußprüfung sofort Anstellungsmöglichkeit. — Verlangen Sie unseren interessanten Freiprospekt.
Fachschule f. kaufmännisch-praktische Arzthelferinnen
Dr. Glaeser, Essen-West

HEIDELBERG: Haus Benninghoff
Haushalt, Allg. Bildung, Handelsf. Sprachen, Musik, Sport (neue Gymn. Halle) Staatl. anerk.

Arzthilfen Auslandskorrespondenten
(staatl. gen.)
Bohn K.G., Hamburg 36, neb. d. Staatsoper

SCHWARZERDEN/RHÖN
Ausbildung zur Gymn.-Lehrerin (staatl. Abschluß), gymnastisch - pflegerisch - musisch. Kinderkurheim — Gymn.-Schule Schwarzerden, Post Poppenhausen / Wasserkuppe

HFS Dolmetscher- und Korrespondentenkurse Berufsausbildung
Prüfungsabschluß · Deutsch für Ausländer
Fremdsprachl. Kurzschrift und Maschinenschreiben. Wohn- u. Studienheim.
Hamburger Fremdsprachenschule G. m. b. H., Dolmetscher-Institut
Karlstraße 38 WM Telefon 223592

Unterrichtsanstalten,
die Schüler aus den guten Kreisen wünschen, empfehlen sich am besten durch
WESTERMANNS MONATSHEFTE
die führende deutsche Kultur- und Familienzeitschrift

VORBECK-SCHULE
(staatl. anerkannte Lehranstalt), früher Mannheim, jetzt im idyll. Gengenbach (Schwarzwald), bildet seit drei Jahrzehnten qualifizierte Fremdsprachler aus für Handel, Industrie u. Behörde. Sprachl., wirtschaftlicher u. kultureller Unterricht. — **Staatliches Abschlußexamen.**

Polyglot School Internationale Dolmetscher-Schule
MONTREUX-TERRITET 3, (Genfer See)
Einzige eng spezialisierte Dolmetscherschule der französischen Schweiz (gegr. 1933). Kombiniertes Dreisprachenstudium (Franz./Englisch/Spanisch) mit abschließendem Sprach-, Dolmetscher- oder Auslandskorrespondentendiplom. — **Französische Einführungskurse für Deutschsprachige.** Unterbringung in Französisch sprechenden Familien. — Keine Zweigschulen. — Keine Vermittlung durch Schulagenturen. — Prospekte nur bei der Schuldirektion erhältlich.

Prof. Buser's voralpines Töchterinstitut TEUFEN im Säntisgebiet (via St. Gallen)
Freudiges und erfolgreiches Lernen. Primar-, Sekundar-, Gymnasial-, Handels- und Hauswirtschaftsabteilungen. Fremde Sprachen. Individueller Unterricht. Sorgfältige Erziehung. Frohes Gemeinschaftsleben. Reger Sport. — Sommer-Ferien-Sprachkurse: Mitte Juli — September.

Halloo-Wach gegen Müdigkeit Halloo-Wach
10 TBL. UNSCHÄDLICH + WOHLSCHMECKEND • IN APOTH. + DROG. 90 PFG. AMOL-WERK HAMBURG

KLEINE CHRONIK DER ZEIT

LITERATUR

Mit dem Sitz in Eckernförde wurde eine deutsche Knut-Hamsun-Gesellschaft gegründet. Den Vorsitz übernahm der Hamburger Verleger Ernst Rowohlt.

Eine Gesamtausgabe der Werke des kürzlich verstorbenen sudetendeutschen Erzählers Robert Hohlbaum bereitet der Freundeskreis des Schriftstellers vor.

Die diesjährige Tagung des PEN-Clubs, die vom 12. bis 19. Juni in Wien stattfindet, steht unter dem Motto „Das Theater als Ausdruck der Dichtung". Bei den Veranstaltungen ist die deutsche Sprache neben Englisch und Französisch erstmalig wieder gleichberechtigte Konferenzsprache.

Mitglieder der plattdeutschen Vereine aus Bochum, Dortmund, Castrop-Rauxel, Herne, Gelsenkirchen, Wanne-Eickel und Witten/Ruhr haben in dem Bestreben, die plattdeutsche Sprache stärker zu verbreiten und ihren Gebrauch zu fördern, mit Mitgliedern des Westfälischen Heimatbundes einen Plattdeutschen Arbeitskreis Ruhrrevier gegründet. Die Leitung hat Oberstudiendirektor i. R. Dr. Wigge (Dortmund) übernommen.

Das Präsidium des internationalen Kuratoriums für das Jugendbuch (Zürich) legte auf einer Tagung in München die Bedingungen für einen „Internationalen Jugendbuchpreis Hans Christian Andersen" fest.

Der Göttinger Arbeitskreis (Göttingen, Sternstraße 2) hat einen Erzählerwettbewerb ausgeschrieben. Gesucht werden Erzählungen und Kurzgeschichten, deren Handlung ostdeutsche Charakterbilder zeichnet oder die Landschaft Ostdeutschlands lebendig werden läßt. Einsendeschluß ist am 30. Juni 1955.

Der Einsendeschluß für Bewerbungen junger deutscher Autoren um ein Stipendium aus der Carl-Bertelsmann-Stiftung wurde auf den 31. Mai dieses Jahres festgesetzt.

THEATER

Die Münchner Kammerspiele erwarben das Recht zur Uraufführung des Schauspiels „Die Eröffnung des kolumbianischen Zeitalters". Autor des Stückes ist der bei dem letztjährigen Dramenwettbewerb der Stadt München ausgezeichnete junge Dramatiker Peter Hacks.

Besucht die 7 Heilbäder der Nordsee
BORKUM JUIST NORDERNEY BALTRUM LANGEOOG SPIEKEROOG WANGEROOGE
»Schöne Ferienziele«, 16 Seiten bzw. Faltblatt »Sanatorien, private Kinder- und Schulheime usw.« gegen Rückporto vom LVV Ostfriesland, Emden, Postf. 223

Heinz Hilpert nahm zur Uraufführung im Deutschen Theater Göttingen Herbert Asmodis Schauspiel „Jenseits vom Paradies" an. Der Autor erhielt für dieses Erstlingswerk kürzlich den Gerhart-Hauptmann-Preis der Freien Volksbühne Berlin.
In Ulm und Wilhelmshaven gelangte das Schauspiel „Es geht um dein Leben" von Helmut Harun zur Uraufführung. Das Stück war in einem Wettbewerb des Keller-Verlages, Starnberg, mit einem Preis ausgezeichnet worden.
Das Hamburger Junge Theater brachte Priestleys „Fremde Stadt" in einer erfolgreichen deutschen Erstaufführung heraus.
Gabriel Marcels Drama „Meine Zeit ist nicht die eure" wurde zur deutschsprachigen Erstaufführung für Saarbrücken erworben.
Frank Martins Oper „Der Sturm" wird nach ihrer Uraufführung in Wien im Mai in Frankfurt für Deutschland erstaufgeführt.
Im Staatstheater Kassel fand die deutsche Erstaufführung des Schauspiels „Vor uns die Nacht" von Charles Cordier statt.
Helmut Käutner inszenierte für die Hamburger Staatsoper die deutsche Erstaufführung von Arthur Honeggers Operette „Die Abenteuer des Königs Pausole".
Die Carl-Schurz-Gedächtnisstiftung gründete unter Mitwirkung anderer amerikanischer kultureller Organisationen in Philadelphia eine Gesellschaft amerikanischer Freunde Bayreuths. Die Vereinigung will die finanziellen Mittel aufbringen, die zu einer gründlichen Restaurierung des Bayreuther Festspielhauses nötig sind.

MUSIK

Herbert von Karajan

Herbert von Karajan hat sich bereit erklärt, die ständige Leitung der Berliner Philharmoniker zu übernehmen. Er tritt damit an die Stelle von Wilhelm Furtwängler.
Der Magistrat der Stadt Darmstadt vergab anläßlich des zehnjährigen Jubiläums der Internationalen Ferienkurse für neue Musik Kompositionsaufträge u. a. an Hans Werner Henze, Luigi Nono, Pierre Boulez, Peter Racine Fricker, Giselher Klebe, Camillo Togni und Bernd Aloys Zimmermann. Die Kompositionen werden in der Zeit vom 29. Mai bis 6. Juni uraufgeführt.
Johannes Drießlers neues geistliches Chorwerk „Die Altenburger Messe" wurde im März anläßlich der 800-Jahr-Feier des Altenburger Domes unter der Leitung von Paul Nitschke uraufgeführt.
Eine neue Komposition von Wolfgang Fortner „The Cration", das vertonte Schöpfungsepos des Negerdichters Weldon Johnson für Bariton und

Ich bestelle das Buch: Autor .....
Titel ..... zum verbilligten Preise
von DM ..... und bezeuge durch meine Unterschrift,
daß ich Abonnent von Westermanns Monatsheften bin.
Name ..... Ort .....
Straße .....

DEUTSCHLAND UND DIE WELT

im Spiegel zeitgenössischer Geschichtsforschung

Für einen jeden, der aufmerksam am Zeitgeschehen teilnimmt, sind Bücher aufschlußreich, die Deutschlands Wirken in der Welt, sein Werden und sein Schicksal im überseeischen Raum aufzeigen. Die hier genannten Werke spiegeln diese Entwicklung während ereignisreicher und entscheidender Epochen vom Mittelalter bis zur jüngsten Gegenwart in glänzender Darstellung.

Karl Pagel

DIE HANSE

460 S., 191 Tiefdruckbilder, Gln. DM 24,—, f. MH-Abonnenten DM 21,50

Es gibt kein zweites Werk, das die Geschichte der Hanse so umfassend und geschlossen darstellt. Die Politik, die Wirtschaftsweise und das kulturelle Leben werden bis in kleinste Einzelzüge hinein lebendig vor Augen geführt. Die vielen guten Abbildungen helfen mit, die ganze Fülle des hansischen Lebens zu veranschaulichen.
Hamburger Lehrerzeitung

Die Geschichte dieses großen Städtebundes wird von Pagel in einer äußerst spannenden Darstellung gegeben. Auch hier wurde auf eine großzügige Bebilderung Wert gelegt. *Weltstimmen, Stuttgart*

Percy Ernst Schramm

DEUTSCHLAND UND ÜBERSEE

639 Seiten, Ganzleinen DM 18,—, für Monatsheft-Abonnenten DM 16,50

Die lebendige Darstellungskunst des Verfassers macht sein Buch zu einer ungewöhnlich anregenden Lektüre. Die Geschichte der deutschen Überseebeziehungen sowie ihre geistigen, kulturellen und sozialpolitischen Grundlagen sind bisher noch nie mit solcher Umsicht und Anschaulichkeit dargestellt worden.
Politische Bildung, München

Jeder, der sich über Politik und Geschichte Gedanken macht, findet hier ebensoviel Aufschluß wie der moderne Wissenschaftler, besonders der Exportkaufmann. *Südamerika, Buenos Aires*

Hans Herzfeld

WELTMÄCHTE UND WELTKRIEGE

374 Seiten, Ganzleinen DM 18,—, für Monatsheft-Abonnenten DM 16,50

Das Werk ist eine Darstellung der Geschichte unserer Zeit, die, nimmt man die Gesamtauffassung, wohl als das beste bezeichnet werden darf, was in dieser Hinsicht bereits in Deutschland vorliegt.
Bücherkommentare, Stuttgart

Wir möchten unsere Leser, die sich für politische und historische Fragen interessieren, mit besonderer Eindringlichkeit auf dieses Buch hinweisen. *Sonntagsblatt, Hamburg*

Alle hier aufgeführten sowie die in den früheren Heften im Sonderangebot genannten Bücher können Sie bei Einsendung des nebenstehenden Gutscheins zum Sonderpreis für Monatsheft-Abonnenten beziehen. Bitte setzen Sie auf der Rückseite Titel und Sonderpreis des gewünschten Buches ein und übergeben Sie ihn, mit Ihrer Anschrift versehen, Ihrem Buchhändler oder dem Georg Westermann Verlag, der Sie über eine Buchhandlung beliefern wird.

Orchester, wurde vom Baseler Kammerorchester mit Dietrich Fischer-Dieskau als Solisten unter Leitung von Dr. Paul Sacher zum erstenmal aufgeführt.
Der 11. Internationale Musikwettbewerb in Genf soll in diesem Jahre in der Zeit vom 17. September bis 1. Oktober in den Kategorien Gesang, Klavier, Orgel, Bratsche, Trompete und Sonatenduos für Klavier und Violine ausgetragen werden. Der Anmeldeschluß für die Teilnehmer, die 15 bis 30 Jahre alt sein müssen, wurde vom Conservatoire de musique (Genf) auf den 15. Juli festgelegt.
Vom 6. bis 30. August finden in Luzern internationale Musikfestwochen statt. Unter den Mitwirkenden sind Herbert von Karajan, Otto Klemperer, Rafael Fischer, Eugène Ormandy, Paul Sacher, Edwin Fischer, Enrico Mainardi, Irmgard Seefried, Wolfgang Schneiderhan und Elisabeth Schwarzkopf.
Die diesjährigen Händelfestspiele werden vom 18. bis 23. Juli in Halle durchgeführt. Auf dem Programm steht u. a. die Aufführung eines unbekannten Werkes von Händel, die Oper „Radamisto".
Orgel-, Chor-, Orchester- und Kammermusikwerke stehen auf dem Programm der 4. Internationalen Orgelwoche, die vom 18. bis 26. Juni in Nürnberg veranstaltet wird.

BILDENDE KUNST

Als erste Probe zeitgenössischer deutscher Malerei und Plastik nach dem Kriege wird in den USA eine Ausstellung von 31 Arbeiten deutscher Künstler gezeigt. Es handelt sich um Werke von Professor Willi Baumeister, Rolf Cavael, Fritz Winter, Heinz Trökes, Hans Jänisch und Hans Uhlmann.
Der norwegische Außenminister Lange eröffnete in der Osloer Nationalgalerie eine repräsentative Ausstellung von 153 Gemälden alter Meister aus der Münchner Pinakothek und dem Kölner Wallraf-Richartz-Museum.
In der Südafrikanischen Nationalgalerie in Kapstadt fand im Februar eine Ausstellung moderner deutscher Graphik aus den Jahren 1900 bis 1950 statt. Die vom Deutschen Kunstrat zusammengestellte, 90 Blätter umfassende Sammlung wird auch in Pretoria, Johannesburg, Durban, Windhuk und Swakopmund zu sehen sein.
Unter der Schirmherrschaft von Bundespräsident Professor Heuss steht eine Ausstellung „Documenta, die Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts", die vom 15. Juli bis 15. September im Museum Fridericianum in Kassel veranstaltet wird. Die Schau umfaßt rund 450 der bedeutendsten Werke der Malerei und Plastik aus der Zeit von 1905 bis 1955.
Das Städtische Kunstmuseum in Duisburg zeigte im März eine Ausstellung mit rund 100 Bildern von Karl Schmidt-Rottluff.
Die Kestner-Gesellschaft in Hannover eröffnete eine Ausstellung mit Gemälden, Zeichnungen und Lithographien des französischen Malers André Masson. Die Schau gibt einen Überblick über das Schaffen des Künstlers in den letzten drei Jahrzehnten.
Noch unveröffentlichte Arbeiten Adolph Menzels wurden zum 50. Todestag des Malers im Ostberliner Märkischen Museum ausgestellt.
Neue Arbeiten des in Venedig lebenden Malers Max Peiffer-Watenphul werden, nachdem sie in Berlin (Galerie Springer) und Düsseldorf zu sehen waren, zur Zeit im Städtischen Museum Braunschweig gezeigt.
Die Galerie Günther Franke in München (Stuckvilla) hat für die Sommermonate folgendes Pro-

Tapeten die Wärme halten und damit Kohlen sparen helfen. Man heizt nicht für die Straße, sondern für die Behaglichkeit eines warmen Heimes. Und was wichtig ist — man kann unbesorgt jederzeit lüften, denn tapezierte Räume erwärmen sich schnell.

JEDER FACHHÄNDLER IST IHR BERATER

DAS GUTE BUCH

Eine Sonderzusammenstellung für die Leser der Monatshefte

Athenäum-Kunstführer
FLORENZ
Bearbeitet v. Prof. H. Siebenhüner
92 S., in Plastik geb. DM 6,80
SÜDITALIEN UND SIZILIEN
Bearbeitet von Prof. C. A. Willemsen
88 S., in Plastik geb. DM 6,80
ATHENÄUM-VERLAG BONN

ATHENÄUM-KUNSTFÜHRER
Herausg. von Prof. Heinr. Lützeler
300 u. mehr Abb. je Band vermitteln ein anschaulich. Bild von den Kunstschätzen der Orte und Länder. Der Textteil, von ersten Sachkennern verfaßt, gibt eine kunstgeschichtl. Übersicht und ein ausführliches Register. Übersichtskarten zeigen die Lage der Museen, Kirchen, Gebäude usw.

Athenäum-Kunstführer
PARIS
Bearbeitet von Dr. G. Bandmann
92 S., in Plastik geb. DM 6,80
NIEDERLANDE
Bearbeitet von Ursula Bruns
88 S., in Plastik geb. DM 6,80
ATHENÄUM-VERLAG BONN

DIE BERGSTRASSE
16 S. Text, 48 ganzs. Bilder
in Halbleinen gebunden DM 5,80
Durch diese von der Natur so begünstigte Landschaft zieht sich ein Reigen malerischer Städtchen, der das Reisen entlang der Bergstraße zum vollkommenen Genuß werden läßt.
VERLAG DIE SCHÖNEN BÜCHER
Dr. WOLF STRACHE, STUTTGART

WASSERZIEHER'S
Namenbüchlein „Hans und Grete" jetzt im 80. Tausend. 2,60. — Im 130. Tausend: „Woher"?, Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. Leinen 11,80. — Lützeler's „Bildwörterbuch der Kunst". Leinen 9,80. — Näheres durch
DÜMMLER/BONN

Eduard Storch
ABENTEUER AM GROSSEN FLUSS
248 S., illustriert, Hln. DM 5,40
Die beiden Erzählungen aus der jüngeren Steinzeit und Bronzezeit verbinden ideal die zuverlässige Darstellung frühgeschichtlicher Lebens- und Gesellschaftsformen.
ALTBERLINER VERLAG
LUCIE GROSZER · BERLIN

Hans Christian Andersen
ALS DIE WILDEN SCHWÄNE SANGEN
Die schönsten Märchen, mit eigenen Scherenschnitten des Dichters, herausgegeb. von Dr. Hans W. Bähr
272 Seiten Text u. 8 Scherenschnitte in vier Farben · Leinen · DM 7,80
HELIOPOLIS VERLAG
TÜBINGEN

Hans Christian Andersen
WEM DAS GLÜCK LACHT
Ein Märchendichter erzählt sein Leben
Eine Autobiographie Andersens, aus seinen persönlichen Berichten und Briefen, herausgegeben u. gestaltet von Dr. Hans W. Bähr
240 Seiten · Leinen · DM 7,80
HELIOPOLIS VERLAG
TÜBINGEN

Betty Smith
EIN BAUM WÄCHST IN BROOKLYN
Roman. 532 Seiten, Gln. DM 16,80
Amerik. Aufl. üb. 3 Mill. Exemplare, deutsche Ausg. 200 000 Exemplare.
Von der gleichen Autorin erscheint:
MORGEN WIRD'S BESSER
Roman. 328 Seiten, Gln. DM 10,80
GEBR. WEISS VERLAG
BERLIN-MÜNCHEN

LÄNDERLEXIKON (6. Lfg.)
Es ist erarbeitet von d. wissenschaftl. Mitarbeitern des Hamburg. Welt-Wirtschafts-Archivs; verantwortl. f. d. pol.-soz. Teil: Prof. Dr. K. H. Pfeffer, Hamburg, für d. wirtschaftlichen Teil: Dr. Werner Schlote, Hamburg
Preis: DM 48,— je Bd. DM 6,— je Lfg.
VERLAG WELTARCHIV GMBH
HAMBURG 36

Kurt Lütgen
DER GROSSE KAPITÄN
Leben und Entdeckungsfahrten des großen Seemannes James Cook.
360 S. m. 39 Illustr., Leinen DM 9,80
Für dieses Buch erhielt der Autor den Gerstäcker-Preis für das beste deutsche Jugendbuch.
GEORG WESTERMANN VERLAG
BRAUNSCHWEIG

Mary Bosanquet
EIN MÄDCHEN REITET DURCH KANADA
354 Seiten m. 39 Kunstdruckbildern, Leinen DM 9,80
Das unbekannte Kanada, vom Sattel aus erlebt, mit Humor und feiner Beobachtungsgabe geschildert.
GEORG WESTERMANN VERLAG
BRAUNSCHWEIG

Otto Hauger
KREUZ DES SÜDENS
146 Seiten, 40 Abb., Halbl. DM 6,80
Brasilien, Land von Erdteilgröße und kommende Weltwirtschaftsmacht, in der Schilderung eines trefflichen Beobachters.
GEORG WESTERMANN VERLAG
BRAUNSCHWEIG

OSKAR VON MILLER
Der Gründer des Deutschen Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik.
Von Ministerialrat Dr. L. Nockher
Mit 12 Abb., X, 176 Seiten, 8°
Halbleinen DM 12,50
WISSENSCHAFTLICHE
VERLAGSGESELLSCHAFT MBH
STUTTGART

ROBERT KOCH
Der Schöpfer der modernen Bakteriologie
Von Dr. med. Richard Bochalli
Mit 12 Abb., Handschriftprobe und Bildumschlag. X, 217 Seiten, 8°
Halbleinen DM 13,80
WISSENSCHAFTLICHE
VERLAGSGESELLSCHAFT MBH
STUTTGART

NEUE LEHRMITTEL

Erdkundliches Grundwissen
Schautafeln im Format 33 x 50 cm in Mappen mit ausführlichen Erläuterungsheften.

Frankreich	4 Tafeln,	DM 16,—
Apenninen-Halbinsel	6 Tafeln,	DM 20,—
Nordeuropa	6 Tafeln,	DM 20,—
Balkanländer	6 Tafeln,	DM 20,—
Pyrenäen-Halbinsel	4 Tafeln,	DM 16,—
Donauländer	4 Tafeln,	DM 16,—
Beneluxstaaten	4 Tafeln,	DM 16,—

Weitere Schautafeln folgen.
Beim Bezug der gesamten Europa-Reihe ermäßigt sich der Preis einer Mappe auf DM 15,— bzw. DM 19,—.

Westermann-Stilkundetafeln
Anschauungswandbilder im Format 110 x 89 cm mit Erläuterungstexten.

Ägyptisch	DM 12,—
Griechisch	DM 12,—
Römisch	DM 12,—
Romanisch	DM 12,—
Gotisch I	DM 12,—
Gotisch II	DM 12,—
Renaissance I	DM 12,—
Barock	DM 12,—

Weitere Stilkundetafeln folgen.
Im Abonnement auf die gesamte Reihe (14 Bilder) ermäßigt sich der Preis auf DM 10,— pro Bild.

Bitte fordern Sie Prospekte oder den Besuch meiner Lehrmittelvertreter an

GEORG WESTERMANN VERLAG BRAUNSCHWEIG

gramm: Überblick über die Plastiken von Gerhard Marcks, eine Werner-Gilles-Ausstellung, eine Gemeinschaftsausstellung mit Werken von Baumeister, Nay, Werner, Winter und Uhlmann, eine Kollektivschau für den Italiener Vedova, Venedig.

FILM

„Herrn Arnes Schatz", die bekannte Erzählung von Selma Lagerlöf, gab die literarische Vorlage zu dem neuen schwedischen Film „Verlorene Liebe".
Im Sommer dieses Jahres soll ein nach einem Manuskript von Günther Weisenborn und Werner Jörg Lüddecke gedrehter Film „Der 20. Juli" uraufgeführt werden.
John Forsters Bestseller „Heldentum nach Ladenschluß", der in humoriger Form die Fluchtabenteuer hinter Stacheldraht gesetzter deutscher Soldaten erzählt, wird von einer deutschen Gesellschaft für den Film gestaltet.
In Wien wird der bekannte Lausbubenroman „Die Spatzenelf" von Karl Bruckner verfilmt.
Jan de Hartog schrieb das Drehbuch für den seit Jahren geplanten Eulenspiegel-Film, dessen Außenaufnahmen nunmehr in Flandern gemacht werden sollen.
Eine Hamburger Filmgesellschaft übernahm die Aufgabe, einen Kulturfilm über das Leben und Werk der beiden Forscher Emil von Behring und Paul Ehrlich herzustellen.
Vom 16. bis 21. Mai findet in Mannheim zum vierten Male eine von der Stadt und dem Filmklub veranstaltete Kulturfilm-Woche statt.
Der Prüfungsausschuß der Filmbewertungsstelle zeichnete den Film „Des Teufels General" mit Curd Jürgens, Victor de Kowa und Karl John mit dem Prädikat „wertvoll" aus.
Der Film „Ein Fabeltier flog nach Deutschland", in dem Michael Grzimek den Transport des ersten Okapis in den Frankfurter Zoo darstellt, wurde von der Filmbewertungsstelle der Länder der Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden, als „wertvoll" anerkannt.
Der Bundestag hat eine Erhöhung der Mittel zur Förderung des deutschen Films auf 2,5 Millionen DM jährlich beschlossen. Filmbürgschaften sollen nur noch bis Ende dieses Jahres gewährt werden.

RUNDFUNK UND FERNSEHEN

Der von Radio Bremen unternommene Versuch, Romane in Fortsetzungen lesen zu lassen, fand bei den Hörern überraschend große Zustimmung.
Ein neues Hörspiel von Heinrich Böll „Zu Tee bei Dr. Borsig" wurde vom Hessischen Rundfunk erstmalig aufgeführt.
Als deutsche Erstaufführung brachte der Hessische Rundfunk im März das nach der Dichtung Vergils geschaffene sinfonische Epos „Äneas" für Orchester, Chor und Solostimme von Malipiero.
Die Gesellschaft Katholischer Publizisten Deutschlands veranstaltete in Honnef für junge Mitarbeiter am Rundfunk einen Nachwuchskursus, der die Eigenart des Rundfunkmanuskripts behandelte.
Der Süddeutsche Rundfunk Stuttgart hat einen Jugendfunkwettbewerb ausgeschrieben; die drei besten Hörszenen zum Thema „Wir sehen unsere Zeit" sollen ausgezeichnet werden.
Der IV. Internationale Musikwettbewerb der westdeutschen Rundfunkanstalten findet vom 30. August bis 13. September wieder in München statt. Die Wettbewerbsgruppen sind Gesang, Klavier, Klavier-Duo, Orgel, Violine, Violin-Duo, Violoncello, Violoncello-Duo, Klavier-Trio und

Es ist erstaunlich

„Es ist erstaunlich, wie Ihr Kukident wirkt. Abends nehme ich ein halbes Glas lauwarmes Wasser, schütte etwas Kukident hinzu, rühre um und lege mein künstliches Gebiß hinein. Morgens nehme ich es blitzsauber heraus. Es ist dann auch frisch und geruchfrei, und die Zähne sehen besser aus als meine früheren Naturzähne."

So schreiben uns viele Zahnprothesenträger.

Millionen Zahnprothesenträger haben das echte Kukident zur größten Zufriedenheit benutzt, weil es ohne Bürste und ohne Mühe reinigt.
Sollten Sie das Kukident-Reinigungs-Pulver noch nicht kennen, so kaufen Sie noch heute eine Probepackung für 50 Dpf. Der Inhalt reicht eine ganze Woche. Die Normalpackung kostet 1,50 DM, die große Packung 2,50 DM. Überall erhältlich. Kukirol-Fabrik, Weinheim (Bergstr.)

Eine Jungbornkur
an der Quelle der Natur ist immer erfolgversprechend. Ganzheitsbehandlg., Vollwertnahrung, Gesundheitsschulung i. neu eingerichteten, schön und ruhig gelegenen **Kurheim des Felke-Naturheilbades Diez/Lahntal 3a.** Diät-, Fasten-, Umstimmungs- u. Aufbaukuren. 30jährige Erfahrungen, überdurchschnittl. Heilerfolge, ärztl. Leitung, individuelle Betreuung. Vom 8. b. 14. 5. Lebensschulwoche. — Bitte Prospekt fordern!

Bereits ab 4.- 4.-
Anzahl. u. Ratenbeginn 1 Mon. n. Lieferung eine eig. fabrikn. **Marken-Schreibmaschine.**
Alle Fabrikate
Originalpreise
Alle Preislagen
Vers. ab Werk spesenfrei ins Haus mit Umtauschrecht.
Verlangen Sie Gratis-Katal. 527
Günther Schmidt KG.
Frankfurt am Main, Zeil 95
Göttingen, Elbinger Str. 30
Berlin-Lichterf., Baselerstr. 69
Das Haus der großen Auswahl

EIN SORGFÄLTIGES STUDIUM der Anzeigen in WESTERMANNS MONATSHEFTEN ist für jeden Leser unserer Zeitschrift von großem Nutzen!

Einzelne wertvolle Bücher und ganze Bibliotheken *kauft*
GERSTENBERGSCHE BUCHHANDLUNG HILDESHEIM, Tempelhaus

Neu Schoenenbergers Kurpackung
Die FRAUENKUR
Verlangen Sie Kuranleitungen vom Pflanzensaftwerk Walther Schoenenberger, Magstadt 56 bei Stuttgart

Streichquartett. Das Alter der Teilnehmer ist im allgemeinen auf 15 bis 30 Jahre begrenzt. Lediglich für Kammermusik sind Bewerber bis zum 35. Lebensjahr zugelassen. Anmeldungen sind bis spätestens 15. Juli nach München 23, Königinstraße 45, zu richten.

WISSENSCHAFT

Zu Ehren des vor 100 Jahren in Göttingen verstorbenen Mathematikers, Physikers und Astronomen Carl Friedrich Gauß veranstalteten die Akademie der Wissenschaften in Göttingen und die Göttinger Universität eine Gedenkfeier, an der Gäste aus Belgien, England, Dänemark, den USA, Frankreich, Holland, Österreich, der Schweiz und der Sowjetunion teilnahmen.
Ein in Zürich neugegründetes Institut zur Erforschung der Probleme des Gemeinschaftslebens in der Stadt hat die Aufgabe, das Stadtleben soziologisch zu erforschen, eine Dokumentationsstelle über das Städte- und Gemeindewesen zu errichten, Studienreisen über Stadtprobleme zu veranstalten und einschlägige wissenschaftliche Publikationen herauszugeben.
Das modernste Observatorium des europäischen Kontinents wurde von der Universität Bonn auf dem Eifelberg Hohe List in Betrieb genommen.
Die Biologische Anstalt Helgoland soll nach Mitteilung des Verkehrsvereins Bremen wieder auf der Insel aufgebaut werden.
Ausländische Ärzte, insbesondere aus Afrika und Asien, werden künftig im Auftrag der Weltgesundheitsorganisation in Westdeutschland auf dem Gebiet der sozialen Medizin ausgebildet.
Der Verband Deutscher Biologen, der im Rahmen der letztjährigen Versammlung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte gegründet wurde, hielt im April in Iserlohn unter dem Vorsitz von Professor Dr. S. Strugger (Münster/Westf.) seine erste Tagung und Mitgliederversammlung ab. Das Ziel des Verbandes ist es, die Belange der Biologie im öffentlichen Leben Deutschlands in jeder Hinsicht zu fördern.

KULTURPOLITIK

Die UNESCO gewährt künftig Reisestipendien für Studenten und Dozenten, die im Rahmen des UNESCO-Austauschprogramms auf Studienreisen ins Ausland fahren. Die Vergünstigung soll insbesondere Sprachwissenschaftlern orientalischer oder afrikanischer Sprachen sowie Kunsthistorikern, Archäologen und Soziologen zugute kommen.
Westdeutsche Industrielle haben der Arbeitsstelle deutscher Autoren und Verleger über 100 000 DM gestiftet, um sie im Kampf gegen Übergriffe der Staatsgewalt gegen Kunst und Wissenschaft zu unterstützen.
In Bonn wurde eine Hermann-Ehlers-Gesellschaft gegründet, deren Aufgabe es ist, das politische Verantwortungsbewußtsein in der evangelischen Bevölkerung Deutschlands zu stärken.
Das niedersächsische Vertriebenenministerium hat bei der Landesbildstelle in Hannover ein Archiv für Film und Lichtbildreihen aus Ost- und Mitteldeutschland geschaffen, das interessierten Organisationen, Jugendverbänden und Schulen zur Verfügung steht.

Ja, schon der Jäger aus Kurpfalz nahm oft und gerne **Bullrich Salz**
Pulver 100 gr 40 Pf., 250 gr 80 Pf. · Tabletten 18 St. 30 Pf., 158 St. 1,50 DM

Die Bayerische Staatsbibliothek veranstaltete mit Unterstützung französischer Stellen eine Bücherschau unter dem Motto „Zehn Jahre geistige Wechselwirkung zwischen Frankreich und Deutschland".

In Rom wurde im Palazzo Bonaparte an der Piazza Venezia eine Deutsche Bibliothek eröffnet, die vor allem für das italienische Publikum bestimmt ist. Die Bibliothek wird mit Konzerten, Vorträgen, Sprachkursen und kleinen Ausstellungen auch als allgemeines Kulturinstitut in Rom wirksam sein.

In München wurde ein Slowakisches Institut gegründet, das sich unter der Leitung von Professor Adalbert Bucko vor allem der Herausgabe von Publikationen über die Kultur und Geschichte der Slowakei widmen soll.

Die Stadt Augsburg hat zur Jahrtausendfeier der Lechfeldschlacht, zur Vierhundertjahrfeier des Abschlusses des Augsburger Religionsfriedens und zum zehnten Jahrestag des Wiederaufbau-Beginns ein umfangreiches Festprogramm vorbereitet. U. a. wird das „Augsburger Jahrtausendspiel" von Richard Billinger uraufgeführt werden, und eine große Ausstellung soll „Das Goldene Augsburg – Kunst der Renaissance" zeigen.

KIRCHLICHES

Das Exekutivkomitee des Lutherischen Weltbundes trat in Wien zu einer Tagung zusammen. Bei dieser Gelegenheit wies der Bischof der Evangelischen Kirche in Österreich, D. Gerhard May, auf die besondere geistespolitische Lage der Evangelischen Kirche in Österreich hin, die an einem Überschneidungspunkt der beiden großen Weltsysteme die evangelische Wahrheit zu verkündigen habe.

Der Kölner Erzbischof Kardinal Frings warnte in einem Fastenhirtenbrief vor einem zunehmenden Materialismus in der Familie.

„Europa und der Protestantismus" lautete das Thema einer Studientagung, die von der Evangelischen Akademie Rheinland-Westfalen in Hemer veranstaltet wurde.

In der Benediktinerabtei Niederaltaich bei Augsburg nimmt im Mai ein katholisches Institut für Religionskunde unter der Leitung von P. Dr. Sartory seine Arbeit auf. Im Rahmen des Instituts sollen in Niederaltaich regelmäßig für katholische und evangelische Christen Einkehrtage stattfinden.

Auf Einladung des Knabenchors der Bremer Liebfrauenkirche fand im April ein internationales Treffen evangelischer Knabenchöre in Bremen statt.

Eine neue Päpstliche Kommission zum Studium der Probleme des Films, des Rundfunks und des Fernsehens befaßt sich künftig mit den drei großen Publikationsmitteln und ihrem Verhältnis zur Glaubens- und Sittenlehre.

WIRTSCHAFT

Die westeuropäische Stahlindustrie erzielte mit 81,82 Millionen t Rohstahl 1954 einen neuen Produktionshöchststand, der um 9 % höher lag als der des Jahres 1953.

Westdeutschland stand im Jahre 1954 mit der Ausfuhr von 880 000 Rundfunkgeräten an erster Stelle in der Welt vor Großbritannien, den Niederlanden und den USA.

Im Jahre 1954 waren die Niederlande Westdeutschlands größter Handelspartner. Bei einem Gesamtexport im Wert von 22 Milliarden DM

Steuervergünstigungen
od. das **Staatsgeschenk** der
Wohnungsbauprämie
und dazu Rechtsanspruch auf
Baugeld
zum
Friedenszins
durch einen
BADENIA - Bausparvertrag.
Wir beraten
Sie kostenlos.

2½ Prozent Guthabenzins · Baugeld zu 4½ %
4½ Prozent Guthabenzins · Baugeld zu 2 %

BADENIA BAUSPARKASSE GMBH
KARLSRUHE SÜDINDUSTRASSE 12

15 000 Briefmarken
der ganzen Welt, sauber geordnet zum Aussuchen. Jedes Stück 3½ Pfennig. Angebot kostenlos!
Marken-Schneider / Reutlingen 55

Schlanke sind
gesünder und
leben länger!
Adiposetten entfetten!
Fragen Sie Ihren Arzt
...IN ALLEN APOTHEKEN ERHÄLTLICH...

WK
SOZIALWERK
MÖBEL

Über 400 Modelle

gibt es von den echten WKS-Markenmöbeln. Sie sind von namhaften Künstlern gestaltet, von Meisterwerkstätten gebaut und zu jeder beliebigen Kombination geeignet. Dabei ganz erstaunlich wohlfeil: Betten schon ab 75.—, Regale ab 69.—, Schränke ab 193.50, Polsterstühle ab 31.—.

Gutschein WM

An die »Neue Gemeinschaft für Wohnkultur eV« Stuttgart N, Kriegsbergstraße 42

Senden Sie mir kostenlos u. unverbindlich Bildprospekte, Auswahllisten u. Bezugsquellennachweis!

Name _____

Anschrift _____

gingen Waren im Wert von rund 2 Milliarden DM (9,3 %) nach Holland.

Die südafrikanische Eisenbahnverwaltung erteilte deutschen Firmen einen Auftrag zur Lieferung von 2000 Eisenbahngüterwagen.

Der Bestand der Bank Deutscher Länder an Gold und Devisen hat sich in letzter Zeit weiter erhöht. Er betrug im Februar dieses Jahres 11,496 Milliarden DM.

Nachdem die westdeutsche Devisenwirtschaft weiter gelockert wurde, können seit dem 1. März ohne Eintragung im Paß 300,– DM in deutschen Noten und 300,– DM in Devisen mit ins Ausland genommen werden. Darüber hinaus besteht die Möglichkeit, Devisen bis zu 1500,– DM im Jahr gegen Eintragung im Paß zu kaufen. Diese Regelung erstreckt sich neuerdings auch auf den Dollarraum.

Die privaten Bausparkassen haben in Westdeutschland im vergangenen Jahre wieder Ergebnisse erzielt, die die Einkünfte des Jahres 1953 beträchtlich übersteigen. Es wurden 176 158 Verträge mit 2420,4 Millionen DM Bausparsummen abgeschlossen.

700 Aussteller aus Westdeutschland und Berlin sowie 80 Aussteller aus der sowjetischen Besatzungszone waren an der Sechsten Deutschen Spielwarenmesse, die kürzlich in Nürnberg stattfand, beteiligt.

Nach Feststellung des Statistischen Bundesamtes drängt die Zigarette die Zigarre und den Tabak immer stärker zurück.

Die Optischen Werke G. Rodenstock (München) gründeten zusammen mit der American Optical Company ein Zweigwerk in Argentinien. Die technische Durchführung des Produktionsprogramms hat die Firma Rodenstock übernommen.

AUSZEICHNUNGEN

Der deutsche Botschafter in Paris und Kunstschriftsteller Professor Wilhelm Hausenstein wurde mit dem Literaturpreis der Stadt München ausgezeichnet. Den Münchner Musikpreis erhielt der Staatskapellmeister Professor Robert Heger, den Preis für Malerei Carl Otto Müller, den Preis für Bildhauerei Anton Hiller.

Den Hörspielpreis der Kriegsblinden gewann der in München lebende Schriftsteller

Vorfreude ist das Schönste am Urlaub

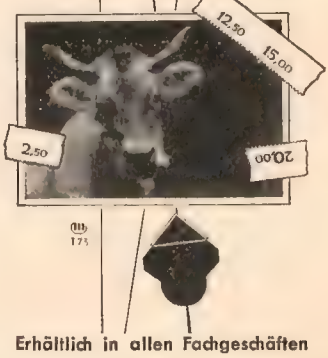
Wenn Sie Pläne machen, dann denken Sie an Lindau. Selten finden Sie die ganze Ferienseligkeit so eng beisammen. Eine romantische alte Stadt inmitten von See, Bergen und begnadeter Uferlandschaft und eine Gastlichkeit, die Jahrhunderte zu rühmen wußten. Die neue Zeit hat mit Theater, Konzert und Spielbank auch der Geselligkeit hier einen Mittelpunkt gegeben.

DIE FERIENINSEL IM BODENSEE
Prospekte »Lindau und der liebe Augustin« durch Verkehrsamt Lindau/Bodensee

HOTEL BAD SCHACHEN
im eigenen Park am See
200 Betten · Pension ab 18.– DM

HOTEL REUTEMANN
an der Seepromenade
Ganzjährig geöffnet

Besser ist
die bildschonende
glasklare Fotoecke
Transparol



Erhältlich in allen Fachgeschäften

Wolfgang Hildesheimer für sein 1954 aufgeführtes Hörspiel „Prinzessin Turandot".
Die Berliner christliche Bühne „Die Vaganten" verlieh dem Engländer Christopher Fry den Jochen-Klepper-Preis 1955.
Tom Kristensen, der jetzt 62jährige dänische Lyriker und Erzähler, erhielt den Goldenen Lorbeer des dänischen Buchhändlerklubs.
Der Lichtwarkpreis 1955 wurde vom Hamburger Senat dem Maler Ernst Wilhelm Nay zuerkannt.
Der italienische Opernsänger Benjamino Gigli wurde mit der Goldmedaille für Kunst und Wissenschaft der österreichischen Stadt Wels geehrt.
Cornell Borchers wurde von der britischen Filmakademie mit dem Prädikat „Beste ausländische Schauspielerin" ausgezeichnet.
Königin Elizabeth von England ernannte Professor Albert Schweitzer zum Ehrenmitglied des Verdienstordens. Dies ist eine der höchsten Auszeichnungen, die die britische Krone zu vergeben hat.
Die Stadt München verlieh dem Philosophen Professor Dr. Romano Guardini anläßlich seines 70. Geburtstages ihre goldene Ehrenmedaille.
Die Braunschweigische Wissenschaftliche Gesellschaft überreichte die Gauß-Medaille für Verdienste in der Mathematik und verwandten Wissenschaften in diesem Jahre an Professor Dr. Fritz Arndt (Istanbul) und Professor Dr. Pascual Jordan (Hamburg).

ES WURDEN...

SECHZIG: *Der Schriftsteller Richard Blunck; der Maler Ernst Geitlinger; der Operettenregisseur und Librettist Heinz Hentschke; der französische Dramatiker und Filmproduzent Marcel Pagnol; der Verleger Eugen Claassen; das Vorstandsmitglied der Commerz- und Disconto-Bank in Hamburg Robert Gebhardt; der Berliner Wirtschaftler Heinrich Walther; der Rektor der Bergakademie Clausthal Professor Dr. Otto Rellensmann; der Leiter der Kirchlichen Erziehungskammer und Direktor der Goßnerschen Missionsgesellschaft Kirchenrat Dr. Hans Lokies.*

FÜNFUNDSECHZIG: *Der Kunstkritiker Franz Roh; der Präsident des Bundes deutscher Gebrauchsgraphiker Eberhard Hölscher; der Kirchenmaler und Gebrauchsgraphiker Professor Ferdy Horrmeyer; der Präsident der Berliner Zentralbank Rudolf Gleimius; der Völkerkundler Professor Dr. Hans Plischke; der Schriftsteller Beda von Berchem.*

SIEBZIG: *Der Schriftsteller Alfred Günther; der Regisseur Jürgen Fehling; der französische Schriftsteller Sacha Guitry; der Maler F. M. Jansen; der Geodät und emeritierte Ordinarius für Vermessungskunde an der Technischen Universität Berlin, Professor Dr. Erich Brennecke; der Anatom Professor Dr. Curt Elze; der Marinemaler Robert Schmidt-Hamburg.*

FÜNFUNDSIEBZIG: *Der Architekt Otto Kohtz; der Maler Franz Martin Lünstroth; der Wasserschalltechniker und Direktor der Electroacustic-GmbH. in Kiel, Dr. Heinrich Hecht.*

ACHTZIG: *Der Maler Ludwig von Schlieben; der Rechts- und Staatswissenschaftler Professor Dr. Julius von Gierke; der in den USA lebende österreichische Violinvirtuose Fritz Kreisler; der Musikpädagoge und Komponist Carl Seidemann; der Sprachwissenschaftler Geheimrat Professor Dr. Ferdinand Sommer; der ehemalige Generalsekretär des Gustav-Adolf-Werkes der Evangelischen Kirche Deutschlands D. Bruno Geißler; der Schriftsteller Hans Grimm.*

So 2 wie die 2

sind sie alle, die Kirschen, die zur Herstellung von Eckes-Edelkirsch benutzt werden: groß, vollsaftig und sonnenreif. Sie sind die Ursache dafür, daß Eckes-Edelkirsch nach vollsaftigen, frischgepflückten Früchten schmeckt — herb-süß und naturhaft, wie ihn die Genießer kennen und die Kenner genießen.

ECKES

Edelkirsch

Verlangen Sie Bezugsnachweis von der Weinbrennerei Peter Eckes, Nieder-Olm/Mainz

KLEINANZEIGEN »VON LESER ZU LESER«

HEIRAT

Suche für meine Schwester (ohned. Wissen) Lebensgefährt. Vorwiegd. heiter, mandm. kritisch, fürsorglich u. taktvoll, mit Naturverbundenheit u. Musikverständnis; sehr gute Köchin. Buchhändlerin, 33 J., 1,76 gr., eine gepflegte, aparte Erscheinung. WM725

Junge Süddeutsche, aus gutem Hause, 29/1,61, blond, schlank, ev., lebensfroh und natürl., möchte gebildet., liebensw. Lebensgefährten kennenlernen. Zuschr. u. WM687

Charm. Dame, schlank, Reiterin, Mitte 40/1,67, kaufm. Ausbildg., möchte nicht länger allein sein. Bildzuschr. bitte unt. WM721

Dame, 49/1,68, ev., verw. (A2b), gepfl. Ersch., harm. Wes., sehnt s. n. glückl. Zweitehe mit geistig eingest., charakterv. Mensch. WM724

Akademikerin, 25/1,68, kath., feinsinnig, gutaussehd., viels. interessiert, sucht Briefw. m. gebild. Herrn. Evtl. Heirat mögl. WM723

Dame, 39/1,56, geistig aufgeschlossen, naturliebend, schlank, berufstätig, sucht Ehepartner. Bildzuschr. erbet. unt. WM722

Lehrer, 27/1,78, dkbld., ev., (Schl.-Holst.), sucht Verbindung mit aufgeschl., gebildet., frohem Mädel. Bildzuschriften unt. WM718

Die Briefzentrale „Ehe durch Gedankenaustausch" Hamburg 19, Postfach 2878

STELLENMARKT

Techn. Kaufmann, 35 J., verh., z. Z. Prokurist im Großhandel, sucht neuen Wirkungskreis: z. B. Filialltg. od. Entlastung leitend. Persönlichkeiten. Gewährleistet sind: gute Allgem.-Bildg., solide kfm. u. techn. Kenntn., Arbeitswille u. Pflichttreue. Ang. u. WM 726

AN- UND VERKAUF

Klangvoller Flügel (Grotrian-Steinweg), Polisander, zu verkaufen. Zuschriften erbeten unter WM729

Verk.: Ölgemälde Madonna mit Kind u. Traube, gute Arbeit n. J. Gossaert. WM713

Leica III^c Summitar 1 : 2, Bereit.-Tasche, Bestzustand, DM 400,–, z. verkauf. WM680

Spiegelreflexkamera in gutem Zustand von Privat zu kaufen gesucht. Zuschriften mit näheren Angaben und Preisforderung erbeten unter WM 728

VERSCHIEDENES

Gebild. Dame, Anfg. 50, ev., Beamt. i. R., sucht Daueraufenthalt in Heim od. Privatpension auf naturgemäß. Basis i. Großstadt od. größ. Badeort Mittel- od. Süddeutschlands mit Theater Eigene Möbel. WM719

Welcher edle Mensch verhilft engl.-franz. rüstig. Dolmetsch. zu einer Wohnung? Früher Großstadt, jetzt Einödnordwohnung ohne Ofen. Dank: ehrenamtl., wissensch. Mitarbeit, Übersetzungen, Nähen usw. Möbel u. Schreibmasch. vorhand. WM727

Ein Mensch, dem die Musik egal,
hat ein Pianoforte,
das steht verstaubt im leeren Saal
und folglich fehl am Orte.

Ein andrer, der Klaviere liebt,
hat selber leider keines,
und sieht er eins, denkt er betrübt:
„Ach, wäre es doch meines!"

Erscheint sein Wunsch im Monatsheft,
in der Verkaufsrubrik,
so macht der eine ein Geschäft.—
Er selbst macht dann Musik.

Berechnung priv. Gelegenheitsanzeigen: DM 3,— je Druckzeile. Die Zeile hat (einschl. Interpunktion und Zwischenräume) durchschnittlich 40 Buchstaben; angef. Zeilen zählen voll. Überweis. d. Insertionsgeb. **unter Angabe des Verwendungszweckes** *erbeten auf Postscheckk. Hannover 1965. Die Gebühr für Chiffreanzeigen, die zusätzl. berechnet wird, beträgt DM 1,—. Zuschr. auf Chiffreanzeigen an Georg Westermann Verlag, Anzeigenabtlg., Braunschweig. Deutliche Chiffreangabe a. d. Umschlag bitte nicht vergessen!*

SEIT 1875
Täglich ein Gläschen dem Magen zuliebe
Hertrich's Bitter
Hofliköfabrik Hans Hertrich, Hof/Saale. — Bitte fordern Sie Broschüre an!

BITTE beziehen Sie sich bei allen Anfragen und Bestellungen stets auf **WESTERMANNS MONATSHEFTE**

Nimm Alpecin
Deine Kopfhautmedizin
gegen Schuppen, Kopfjucken, Haarausfall

BERNATZIK
DIE NEUE GROSSE VÖLKERKUNDE
3 Halblederbände im Lexikonformat
1600 Seiten 535 Fotos DM 145.–
auch gegen Raten.
Prospekt gratis durch
HERKUL GMBH. & CO.
Versandbuchhandlung
FRANKFURT (MAIN)
Schumannstraße 29

Geistesarbeiter
höhlen sich aus: der Kopf wird stark beansprucht und braucht immer wieder neue Kraft!... Kraft kann man trinken, und der Kopf gibt dann sein Bestes her — dank
EIDRAN
NIMM EIDRAN — UND DU SCHAFFST ES!
Was Eidran für den Mann, ist Frauengold für die Frau

FÜNFUNDACHTZIG: *Die Malerin Anna Löhr; der Theologe Professor Dr. Carl Stange; der Mathematiker Geheimrat Professor Dr. Georg Rost.*

ES STARBEN

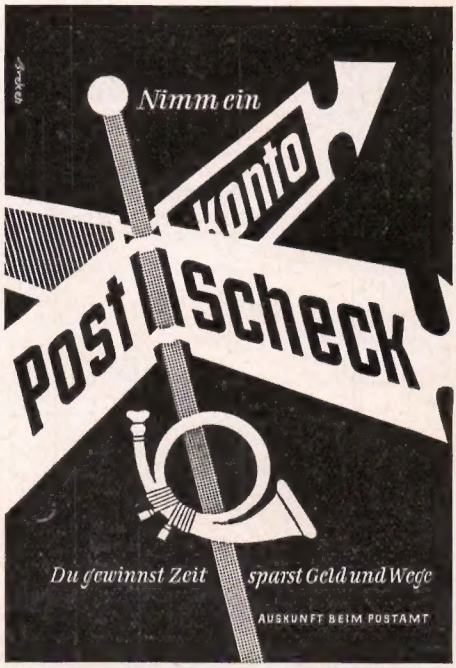
Paul Claudel

Der Schriftsteller Emil Seeliger-Friedrichs in Wien; der Gründer und Vorstandsvorsitzende der Deutschen Tafelglas-AG. Dr. Otto Seeling, 64jährig; der Internist Professor Dr. Wilhelm Nonnenbruch in Höxter, 68jährig; der Maler Professor Hugo Troendle in München, 72jährig; der Maler und Illustrator Hermann Ebers in Seeshaupt am Starnberger See, 73jährig; der Physiker Professor Dr. Erich Regener in Weißenau bei Ravensburg, 73jährig; der Schriftsteller und Kritiker Julius Bab in New York, 74jährig; der Botaniker und ehemalige Präsident der Biologischen Bundesanstalt für Land- und Forstwirtschaft Professor Dr. Johann Gustav Gassner in Braunschweig, 74jährig; die Schriftstellerin Ingeborg Andresen-Bödewadt in Bremen, 77jährig; der ostpreußische Heimatmaler und Schriftsteller Robert Budzinski in Marburg, 80jährig; der Begründer der deutschen Betriebswirtschaftslehre Professor Dr. Eugen Schmalenbach in Köln, 81jährig; der französische Dramatiker und Schriftsteller Paul Claudel in Paris, 86jährig; der Mitinhaber der Weinbrennerei Asbach & Co. Franz Boltendahl in Eltville am Rhein, 86jährig.

UNSERE AUTOREN

KARL KROLOW (siehe Heft 4/1955); RUDOLF HAGELSTANGE (siehe Heft 4/1955); WERNER HOPP (siehe Heft 3/1955); ANNE DE TOURVILLE (siehe Heft 12/1954).

Die Allegorie „Der Frühling" von JEAN GIRAUDOUX, die Otto F. Best erstmalig übersetzte, stammt aus dem Erzählungenband „Les Provinciales"; Giraudoux, von Beruf Diplomat, starb am 31. Januar 1944 im zweiundsechzigsten Lebensjahr in Paris; als Erzähler und Dramatiker gehörte er zu den stärksten Kräften der modernen französischen Literatur. WERNER BERGENGRUEN, dessen Novelle „Das Florettband" wir in diesem und dem nächsten Heft abdrucken – eine seiner jüngsten Arbeiten übrigens –, veröffentlichte vor kurzem den Roman „Die Rittmeisterin" (Nymphenburger Verlagshandlung, München); eine ausführliche Würdigung des Dichters brachten wir in Heft 1/1955, Seite 71. HERBERT FRANK (siehe auch Heft 4/1954), der diesmal mit der Erzählung „Begegnung mit dem Engel" vertreten ist, wird demnächst einen neuen Roman, betitelt „Das Haus unseres Glücks", im Kurt Desch Verlag, München, erscheinen lassen. ROLF REISSMANN („Der Zeitungsträumer") lebt als Journalist und Schriftsteller in München. FRANZ VON CAUCIG („Das Pyramidental von Ürgüp") ist seit 1932 Istanbuler Korrespondent großer



WASCHKOMBINATION
wäscht u. trocknet im Handumdrehen
Vorführung und Verkauf durch den Fachhandel. Bitte verlangen Sie ausführlichen Sonderprospekt und Bezugsquellennachweis durch:
GEBR. SCHARPF KG. STUTTGART-ZUFFENHAUSEN 5D

erhältlich in Fachgeschäften

deutscher Zeitungen. Über das neueste Buch von HEINZ GARTMANN (in diesem Heft behandelt er das Thema „Revolution in der Flugtechnik?") unterrichtet eine Besprechung auf Seite 102. HARALD STEINERT („Auf den Spuren der Urzeugung") ist Geologe und lebt als freier Schriftsteller in Kiel.

ZU UNSEREN BEITRÄGEN

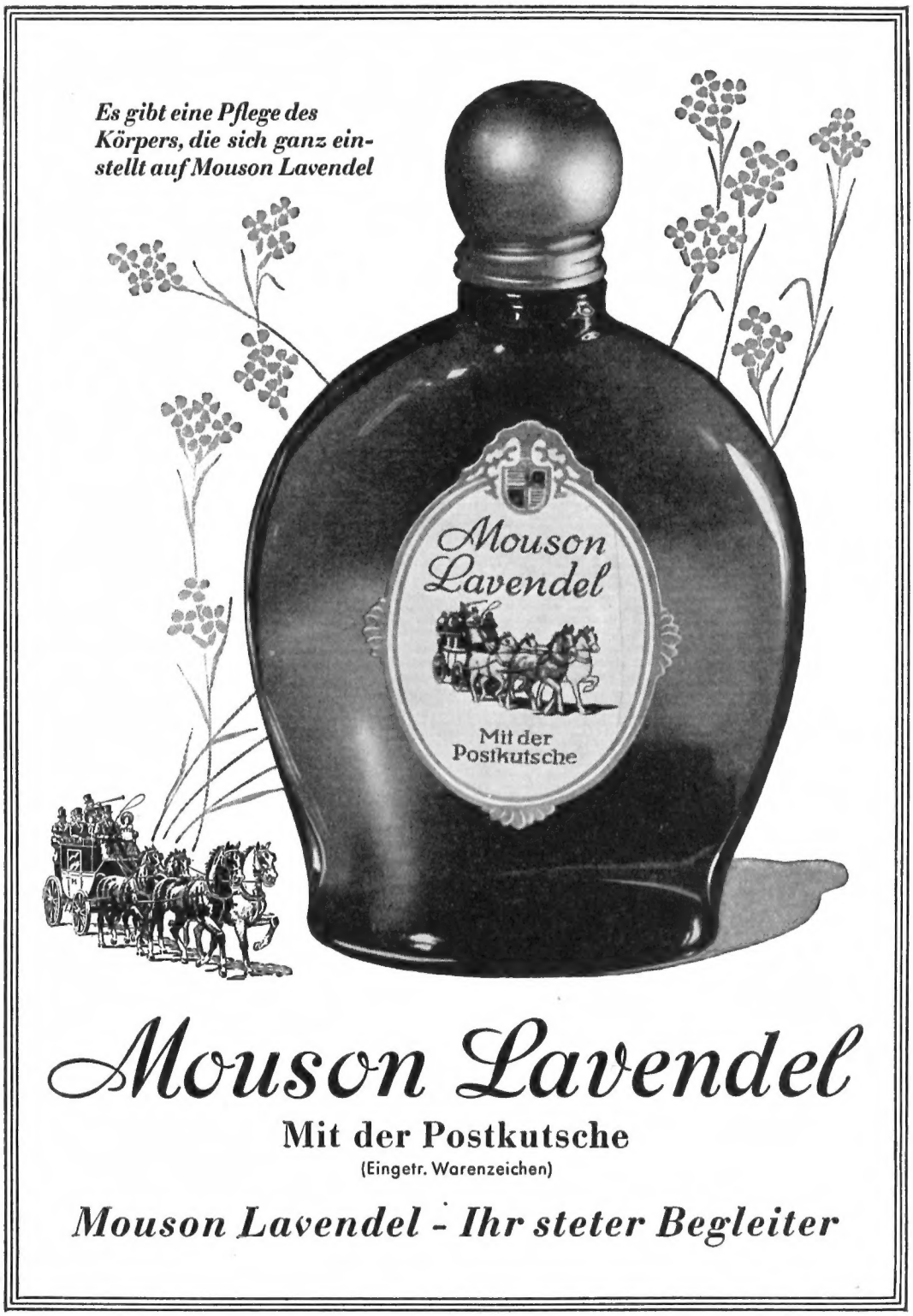
Die Westermann-Kunstdrucke dieses Heftes: Das Gemälde von Dietz Edzard „Paar im Café" (77,5×110 cm; in Privatbesitz) wurde nach dem Original reproduziert; die Wiedergabe der Gemälde „Das Liebespaar" (aus der Schwäbischen Schule), von B. E. Murillo „Am Fenster" und von Lyonel Feininger „Die Abreise" erfolgte nach Lichtdrucken der Twin Editions, New York, die der Kunstverlag Franz Hanfstaengl, München, vermittelte.

Die ausgewählten Schiller-Texte (Seite 46 und 47) stammen aus den Schriften: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" (unser Abschnitt 1 und 2), „Unterdrückte Vorrede" zu „Die Räuber" (3), „Ankündigung – Rheinische Thalia" (4) und „Über die tragische Kunst" (5, 6 und 7).

Heinz Kiessling zeichnete die Darstellungen zum Beitrag „Revolution in der Flugtechnik?". Die Aufnahmen zum Aufsatz „Das Pyramidental von Ürgüp" stammen von Elisabeth Huttrop, Ringelsbruch bei Paderborn (6), und von Rosmarie Pierer, Hamburg (1). Die Möbel-Abbildungen (S. 25 bis 28) stellten die Vereinigten Werkstätten, München (3), die Firma Richard W. Geutebrück, Düsseldorf (1), und das Fotoatelier Karl und Helma Tölle, Berlin (2), zur Verfügung. Zum Aufsatz „Das stählerne Alphabet" machten die Olympia-Büromaschinenwerke, Wilhelmshaven, fünf Bilder zugänglich, Hermann Buresch (Westermann-Atelier) fertigte zwei Aufnahmen. Aus der Herzog-August-Bibliothek, Wolfenbüttel, stammen die Braun-Hogenberg-Bände, aus denen wir die vier Städteansichten auf den Seiten 57–60 reproduzierten. Die Bilder zum Bericht „Die größte Schaffarm der Welt" (Aufnahmen von Richard Harington, Kanada) vermittelte laenderpress, Düsseldorf. Die Porträts innerhalb der „Kleinen Chronik der Zeit" von Herbert von Karajan und Paul Claudel lieferte dpa-Bild, Hamburg.

Die Sammelbeilage dieses Heftes „Hannibal ante portas" ist die 6. Fortsetzung unserer Folge „Bilderatlas zur Weltgeschichte".

PROSPEKTBEILAGEN. Das vorliegende Heft unserer Zeitschrift enthält folgende Werbebeilagen, die wir der Beachtung unserer Leser empfehlen:
Staatliche Lotterie-Einnahme Bernhard, Frankfurt/M.
C. H. Buer, Chem.-pharm. Fabrik, Köln-Braunsfeld (Teilbeilage)
Fremdenheim Kloster Frankenberg, Goslar/Harz (Teilbeilage)
Klepper-Werke, Rosenheim/Oberbayern
Städtisches Fremdenverkehrsamt, Goslar/Harz (Teilbeilage)
Verkehrsverein Augsburg e. V., Augsburg



MOUSON-Erzeugnisse sind auch in Österreich, der Schweiz, den Beneluxstaaten, Skandinavien und in etwa 50 anderen Ländern der Welt in **Originalqualität** zu haben.

INDIEN ist uns näher gerückt!

Indien, die Heimat einer der drei Hochkulturen der Menschheit, ist mit einem Fünftel der Erdbevölkerung nach anderthalb Jahrhunderten kolonialer Fremdherrschaft selbständig geworden: Ein weltgeschichtliches Ereignis von der gleichen Bedeutung wie der Aufstieg Chinas zur neuen Weltmacht.

Indien, mit 225 Sprachen und einer sich zwischen weiten Extremen bewegenden Vielfalt in Landschaft und Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Rasse und Volkstum, Wirtschaft und Gesellschaft, Glaube und Kult, Literatur und Kunst bildet dennoch eine Einheit mit Zeugnissen aus fünf Jahrtausenden.

Ein riesiges altes Kulturland steht heute in folgenschwerer Auseinandersetzung mit der europäisch-amerikanischen Welt und der Welt des Ostens.

Während Pakistan ein ausgesprochener Moslemstaat ist, bezeichnet sich die Indische Union als weltlicher Staat mit Toleranz für alle Religionen.

Indien, wenn auch noch überwiegend Agrargebiet mit dem Weltmonopol für Jute und dem Hauptanbaugebiet für Tee, ist auch das wichtigste Industrieland der Tropen.

Die plötzliche Befreiung Indiens und seine Teilung in zwei unabhängige Staaten, die Indische Union und Pakistan, haben zur größten Völkerwanderung der indischen Geschichte und zu einer völligen, in ihren Auswirkungen noch nicht absehbaren, wirtschaftlichen Umwälzung geführt.

Seit 1947 sind 75 Millionen Hindus und Sikhs und 7 Millionen Moslems in Bewegung geraten. Die Zahl der Todesopfer infolge dieser Wirren wird auf 1 Million geschätzt.

Durch die Aufstellung großer Fünf- und Sechsjahrespläne versuchen die Indische Union und Pakistan den Anschluß an die moderne technische Zivilisation zu gewinnen.

Indien ist der zweitgrößte Filmproduzent der Welt mit 60 Studios, 300 Produktionsfirmen, über 100 000 in der Filmindustrie Beschäftigten und einer Produktion von 250 Filmen jährlich.

Das sind einige Stichworte über Tatsachen, Ereignisse und Probleme, mit denen sich die indischen Staaten und die Welt auseinanderzusetzen haben. Sie stehen in direktem Zusammenhang mit dem allgemeinen politischen Weltgeschehen und berühren auch Deutschland unmittelbar. Zur rechten Stunde hat daher einer der besten europäischen Indienkenner, der zuletzt noch 1951 und 1953 beide Staaten bereisen konnte, Prof. Dr. Ludwig **ALSDORF**, *Ordinarius für indische Sprachen, Kultur und Geschichte an der Universität Hamburg, alles, was es an Material über die politische, soziale und wirtschaftliche Entwicklung vor allem aus den letzten hundert Jahren bis in die jüngste Gegenwart gibt, in seinem Werk* **„VORDERINDIEN"** *zusammengefaßt. Es behandelt übersichtlich, anschaulich und überzeugend: Das Land · Den Menschen · Den Staat · Die Wirtschaft · Die einzelnen Teilräume · Indien in Zahlen mit Übersichten, Tabellen, Statistiken zu allen Teilen.*

So ist hier nicht nur ein Standardwerk von großer wissenschaftlicher Bedeutung entstanden, sondern ebenso ein Buch von hoher Aktualität, das durch die bei aller Sachlichkeit lebendige Darstellung einen jeden fesselt und bereichert, der aufgeschlossen am Zeitgeschehen teilnimmt und weltoffen über die Grenzpfähle der engeren Heimat in die Welt hinausblickt.

etwa 257 Seiten · etwa 50 Photos · 50 Tabellen

20 Karten · Ganzleinen . . . . . DM 22,–

Bitte lassen Sie sich das Werk von Ihrem Buchhändler vorlegen!